

Dokumentation

Frankfurt am Main ■ 24. April 2012

www.epd.de **Nr. 17/18**

Familien stärken in evangelischer Perspektive

Beiträge zu einer Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD
in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für
Familienfragen und Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Impressum

Herausgeber und Verlag:
Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik (GEP)
gGmbH
Anschritt: Emil-von-Behring-Str. 3,
60439 Frankfurt am Main.
Briefe bitte an Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt

Direktor:
Jörg Bollmann
Verlagsleiter:
Bert Wegener
epd-Zentralredaktion:
Chefredakteur: Dr. Thomas Schiller

epd-Dokumentation:
Verantwortlicher Redakteur
Peter Bosse-Brekenfeld
Tel.: (069) 58 098 -135
Fax: (069) 58 098 -294
E-Mail: doku@epd.de

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation dient der
persönlichen Unterrichtung.
Nachdruck nur mit Erlaubnis und
unter Quellenangabe.

Druck: druckhaus köthen

■ Familien stärken in evangelischer Perspektive

Seit einiger Zeit befassen sich Landeskirchen verstärkt mit den Herausforderungen für Familien und nehmen die gelebte Vielfalt von Familienformen deutlicher wahr. Auch Gemeinden stellen Überlegungen zu verschiedenen Angeboten an. Das Neue daran ist, dass sich die Kirche vermehrt Familien als Ganzes zuwendet.

Auch in der EKD wird das Thema diskutiert. Das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD hat

sich in einer empirischen Untersuchung exemplarisch mit der familienbezogenen Arbeit in drei Landeskirchen auseinandergesetzt.

Einbezogen waren verschiedene Handlungsfelder und -ebenen, von Familienzentren über regionale Diakonische Werke bis hin zu landeskirchlichen Fachstellen und Verbänden. Analysiert wurde, wie sich Akteure miteinander vernetzt haben, wie Beispiele guter Praxis charakterisiert sind und wie familienbezogene Arbeit auch kirchenpolitisch besser positioniert werden könnte.

Im Rahmen der Fachtagung am 2./3. Februar in Eisenach wurden diese Ergebnisse präsentiert. Darüber hinaus reflektieren Fachreferentinnen und -referenten die Veränderungen aus theologischer und soziologischer Perspektive und brachten sie in Fachforen und einer Podiumsdiskussion ein.

Hinweis für unsere Abonnenten: Die nächste Ausgabe von epd-Dokumentation erscheint am 8. Mai

Quellen:

Familien stärken in evangelischer Perspektive

Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. • 3. Februar 2012

Aus dem Inhalt:

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Eisenach, 2.-3. Februar 2012

- | | |
|--|---|
| ▶ Prof. Dr. Gerhard Wegner:
»Einführung in das Thema – Eröffnungsstatement« | 4 |
|--|---|

Grundsatzbeiträge

- | | |
|---|----|
| ▶ Prof. Dr. Barbara Thiessen:
»Wie geht Familie heute? Veränderte Lebensbedingungen – Herausforderungen und Leitbilder heute« | 8 |
| ▶ Prof. Dr. Bernhard Mutschler:
»Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familie« | 16 |
| ▶ Sabrina Johann:
»Merkmale familienbezogener Arbeit in drei Landeskirchen – Forschungsergebnisse aus dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD« | 21 |
| ▶ Prof. Dr. Michael Domsgen:
»Wie Gemeinden Familien Raum geben« | 26 |

Fachforen

- | | |
|---|----|
| ▶ Paula Lichtenberger:
»Neue Zentren für Familien« | 32 |
| ▶ Ursula Kress:
»Kirche als Arbeitgeberin – Vereinbarkeit von Familie und Beruf« | 38 |
| ▶ Reinhard Grohmann:
»Profiliert evangelisch? Kirchlich-diakonische Angebote für Familien« | 41 |
| ▶ Christian Beuchel:
»Vernetztes Arbeiten als gemeindepädagogischer Auftrag« | 45 |

Impulse

- | | |
|---|----|
| ▶ Cornelia Coenen-Marx:
»Das Thema Familie – Entwicklungen und Perspektiven« | 49 |
| ▶ Jochen Bohl:
»Arbeitsfeld Familie in Kirche und Gesellschaft« | 52 |

Beiträge zum Podium »Familien stärken in evangelischer Perspektive«

- | | |
|-------------------------------|----|
| ▶ Christian Schwindt | 54 |
| ▶ Prof. Dr. Ute Gerhard | 55 |
| ▶ Birgit Löwe | 56 |
| ▶ Christel Riemann-Hanewinkel | 58 |

Autorenverzeichnis

- | | |
|---------------------------|----|
| Die Referenten der Tagung | 59 |
|---------------------------|----|

Familien stärken in evangelischer Perspektive

Von Prof. Dr. Gerhard Wegner

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, Eisenach, 2.-3.2.2012

Die Familie muss etwas ganz Großartiges sein. Diesen Eindruck gewinnt, wer Samstagabend, aber auch sonst in der Woche im Fernsehen die populären Filme mit hohen Einschaltzahlen wie das »Traumschiff«, »Traumhotel« oder Rosamunde-Pilcher-Filme anschaut. Natürlich geht es um Probleme zwischen Paaren, es geht um Liebe, aber fast immer geht es auch um Kinder, die ihre Eltern suchen oder neu finden. Die existenziellen Fragen – Wo komme ich her? Wo gehöre ich hin? Wer bin ich? – werden nicht nur in diesen Filmen, sondern in einer breiten Öffentlichkeit häufig – und wieder immer mehr – vor allem durch die Familienzugehörigkeit der Betroffenen beantwortet. Die Familie gibt Antworten auf diese Fragen.

Das archaische Muster der Abstammung – intellektuell in Deutschland völlig aus dem Diskurs verbannt – bleibt höchst präsent. Und nicht nur das, auch die Großfamilie, die Mehrgenerationenfamilie feiert in diesen medialen Darstellungen in den letzten Jahren große Triumphe. In Zeiten des demografischen Wandels taucht die Großelterngeneration, die nun ausgesprochen positiv dargestellt wird, fast überall auf. Das war nicht immer so. All diese Darstellungen beschwören das fürsorgliche Miteinander der Menschen, es wird vor allem über die Idee der Familie plausibel gemacht.

Auf diese ganze Debatte noch richtig einen Akzent draufgelegt hat 2007 kein Geringerer als der kritisch marxistische Philosoph Slavoj Žižek mit seiner Analyse der großen Katastrophenfilme aller Art von »ET« über »Jurassic Park« bis hin zu »The Day After Tomorrow«, »Independence Day« und vieles mehr. Alle diese gewaltigen Hollywooddepen lassen sich, so seine These, als nichts anderes als Familiendramen lesen – und sie enden auch fast alle mit der finalen Zusammenführung eben derselben. (Diese Sichtweise hängt natürlich auch mit seiner psychoanalytischen Grundeinstellung zusammen, aber das Ganze reduziert sich nicht darauf. Denn diese Filme enden auch bei einer oberflächlichen Betrachtung tatsächlich immer damit, dass eine Familie wieder zusammenkommt.) Die Familie ist das, was letztlich auch die Katastrophen überlebt und gerettet wird. Sie ist das, was von der Welt

übrig bleibt. Natürlich wird man hier sagen: das ist amerikanische neoliberale Ideologie, aber man kommt nicht drum herum festzuhalten, dass dies die Herzen bewegt.

Familie erlebt heute in der Tat eine Renaissance als das, was sie ist: die ursprüngliche Kerngemeinschaft von Menschen, die die von außen kommende Frage, wofür sie denn eigentlich gut sei, von vornherein als Zumutung abweist. Familien sind in einem elementaren Sinne zunächst mal für sich selbst da – anders können sie auch keine Funktionen für ihre Umwelt erfüllen. Diese Autonomie erfordert aber natürlich Ressourcen, Ressourcen materieller Art, aber vor allen Dingen, wie wir heute überall merken, sicherlich Zeiteressourcen, Eigenzeiteressourcen, die der Familie zur Verfügung stehen müssen, und davon braucht es weitaus mehr, als heute dafür vorgesehen wird.

Und es gibt auch Diskriminierung von Familien: SGB II/Hartz IV. Als Kirche und Diakonie haben wir uns stark engagiert für höhere Regelsätze und vieles mehr. Und dies alles völlig zu Recht und mit gutem Grund. Aber haben wir eigentlich die Diskriminierung von Familien im SGB II angemessen beklagt und Änderungen eingefordert? Allein der Begriff »Bedarfsgemeinschaft« für Familien sagt doch eigentlich schon alles! Wie konnen wir so etwas hinnehmen? Aber die Diskriminierung geht noch weiter. Ein Zitat von Heinrich Alt, dem Vorstandsvertreter der Bundesagentur für Arbeit: »Wenn Eltern zusammenbleiben und sich gemeinsam um ihre Kindern kümmern, bekommen sie nur noch 90 Prozent vom Regelsatz. Das sind 80 Euro weniger. Klar, sie brauchen zum Beispiel nur einen Kühlschrank oder Herd, aber wenn sie sich trennen, gibt es als Erstes den vollen Regelsatz und für diejenigen oder denjenigen, der bei den Kindern bleibt, je nach Anzahl und Alter der Kinder die Zulage für Alleinerziehende von einem Durchschnitt von 140 Euro. Deshalb bekommen Eltern, die auseinandergehen, unter dem Strich 200 Euro mehr im Monat, plus einer weiteren Wohnung samt Ausstattung, die die Kommune finanzieren muss.« Müsste es nicht gerade umgekehrt sein: Wenn sich Menschen zusammen tun und eine Familie gründen, dann müssten sie über gleich viel oder sogar über mehr Geld verfügen, als wenn sie allein leben. Dann wären freie Entscheidungen möglich. Was wollen eigentlich die Beteiligten an dieser Stelle selbst? Familie ist hier völlig aus dem Blick gera-

ten. Man wird auch nicht sagen können, dass es hier stattdessen um das Wohl der Individuen oder gar der Kinder gehen würde.

Was macht Familien aus, was lässt sie eine solche gewaltige Rolle im sozialen Gefüge der Gegenwart, ja der Menschheit spielen? Es ist dies nicht primär die Tatsache, dass die Beteiligten Verantwortung füreinander übernehmen – sondern dass in Familien Verantwortung für etwas Drittes, für die Kinder – oder später als Kinder – übernommen wird.

Erst die trianguläre Beziehung und Bindung, das Einbeziehen eines dritten Menschenkindes, das empfangen wurde und das nun den Eltern oder dem Elternteil zunächst einmal auf Gedeih und Verderb ausgeliefert oder besser anvertraut ist – das macht Familie aus. Und dies ganz unabhängig von allen weiteren Normierungen oder Definitionen, was denn eine Familie bedeuten könnte. Natürlich haben Kinder Rechte. Aber niemand anders als die Eltern können dafür sorgen, dass Kinder jenen ersten Raum der Entfaltung und der Selbstwirksamkeit erfahren können, den sie brauchen, um sich entfalten und entwickeln zu können. Diese Liebe ist immens wichtig – und doch nicht einklagbar. Genau hier setzt meines Erachtens die Bedeutung von Religion und Kirche für Familie auch an.

Ursprüngliche Beziehung, Einheit, Befähigung, Natalität wird primär in der Familie erlebt. Sofern sich Menschen als Geborene verstehen, verstehen sie sich im Verhältnis zu ihren Familien, auch wenn das bisweilen wirklich schmerzhaft sein kann. Der Familienbezug lässt uns nicht los. Die christliche, speziell protestantische Grundvorstellung von einer »konsekutiven Ethik«, also einer Ethik, die aus der Erfahrung ursprünglicher liebevoller Abhängigkeit resultiert, aus der ein jeder erst geworden ist, hat ihren primären Erfahrungsort, so denke ich, in diesen Erfahrungen des Lebens in einer Familie. Und das gilt sicherlich auch dann, wenn es heute nicht immer einfach ist, diese Struktur auf den Begriff der Dankbarkeit zu bringen.

Nun gibt es gegen solche Behauptungen natürlich Widerspruch. Es gibt – und dies durchaus berechtigt – Angst, auf diese Weise Normierungen zu verfestigen, die viele Familien des tatsächlich so unendlich pluralen Familienlebens diskriminieren würden. Aber muss das grundsätzlich so sein? Droht nicht durch die Angst vor solchen Effekten der theologisch religiöse Anschluss an die effektive Dynamik der Familie heute verloren zu gehen?

In unserem sozialwissenschaftlichen Projekt (Familie und Familienpolitik) schien es als eine Nebenbeobachtung immer wieder auf, dass all diejenigen, die solche Normierungen weit von sich weisen, in der Regel in gut geregelten und sogar traditionsreichen Familien leben. Es sind die anderen gemeint – um die geht es immer, aber wird man ihnen auf diese Weise durch das Vorenthalten von Vorstellungen gelingenden Lebens gerecht?

Blickt man nüchtern auf das Familienleben heute, so lassen sich natürlich unendlich viele belastende Faktoren feststellen, darüber werden wir reden. Aber am eindrücklichsten ist, dass trotz dieser belastenden Faktoren das reale Familienleben ständig besser geworden ist. Was zurückgegangen ist, ist vor allem die Gewalt in den Familien. Der Zusammenhalt, auch über Entfernungen hinweg, hat sich stabilisiert. Die Rolle der Großeltern ist gewachsen und wächst weiter. Kein Geringerer als Axel Honneth² hat in seiner großen Bilanz der Moderne »Das Recht der Freiheit« die Familie als dasjenige Projekt geschildert, das in den letzten 100 Jahren erfolgreich gewesen ist, ganz im Gegensatz zur Wirtschaft und zur Demokratie.

Und Honneth behauptet dies vor dem Hintergrund einer starken These, dass in heutigen Familien ein befreiter »kooperativer Individualismus« ausgebildet wird: »Alles, was an Fähigkeiten und Dispositionen zu einem derartigen ‚kooperativen Individualismus‘ gehört, kann im Prinzip durch die Teilnahme an den inzwischen verbindlich gewordenen Praktiken der Familie erworben werden: die Fähigkeit, das gedankliche Schema eines generalisierten Anderen zu entwickeln, in dessen Perspektive die innerfamiliären Verantwortlichkeiten fair und gerecht verteilt werden müssen, die Bereitschaft, diejenigen Verpflichtungen auch tatsächlich zu übernehmen, die in der eigenen Stellungnahme zur deliberativen Aus handlung solcher Verantwortlichkeiten implizit enthalten waren, die Toleranz schließlich, die erforderlich ist, wenn andere Familienmitglieder Lebensstile oder Vorlieben ausbilden, die den eigenen im ethischen Grundsatz widersprechen.« (S.316)

Und weiter: »Insofern erkennen sich die Mitglieder heutiger Familien wechselseitig als menschliche Subjekte an, die miteinander deswegen eine einzigartige, durch Geburt und Tod begrenzte Solidargemeinschaft bilden, weil sie sich gemeinsam in bewusster Verantwortung den Übergang ins öffentliche Leben ermöglichen wollen – man hilft sich reziprok darin, derjenige sein zu kön-

nen, als der man sich aufgrund der eigenen Individualität in der Gesellschaft verwirklichen können möchte« (S. 315). Anders gesagt: Familien sind der Ort der ursprünglichen Begabung mit uns selbst – der Ort, an dem ich, theologisch gesprochen, meiner Berufung, meiner Bestimmung durch Gott gewahr werden kann.

Und die Kirche? Und die Theologie? Nüchtern gesehen muss man sagen: Sie kommen nicht ohne Familien aus, überhaupt nicht, aber sie haben in den letzten Jahren, wie mir scheint, diese Angewiesenheit von Kirche und Religion auf Familien vielfach vergessen. Jedenfalls was die Thematisierung von Familien in den Texten unserer Kirchen betrifft. Sehr viel anderes als das, was alle sagen, findet sich da leider nicht. (Eine Anekdote aus einer Landeskirche, die mir kürzlich erzählt wurde: Man arbeitet monatelang an einem neuen Text zum Thema Familien, bis man dann auf einmal realisiert, dass man gar nicht über Kinder geredet hatte. Da musste die Arbeit wieder neu begonnen werden.) Warum ist das eigentlich so? Natürlich hat sich auf der Ebene der Praxis vieles getan. Der zumindest wöchentliche Besuch der Pastorin oder des Pastors im Kindergarten scheint mittlerweile die Regel zu sein. Dennoch war es in unserer großen Studie über Kirchenvorstände erschreckend zu sehen, dass die Kindergärten nicht zum engeren, als zentral empfundenen Aufgabenfeld der Gemeinde gezählt wurden.

Und diese Situation schlägt sich in der Akzeptanz von kirchlichem Engagement für Familien, Kinder und Jugendliche nieder. So wurde noch 1982 von 52 Prozent der Evangelischen im Westen erwartet, dass die Kirche einen Beitrag zur Erziehung der Kinder leistet – 2002 sind es noch 40 Prozent. Und dieses noch hohe Gewicht kommt vor allem durch eine überdurchschnittliche Zustimmung der Älteren zustande. Unter den jüngeren Evangelischen sind deutliche Erosionserscheinungen zu spüren. Man muss zudem kein Prophet sein, um vorauszusagen, dass die Missbrauchskrise den Verdacht, es gebe in der Kirche so etwas wie »schwarze Pädagogik«, beträchtlich bestärken wird.

Dabei ist es nur zu offensichtlich, dass das Denken in Familienbildern und Familienkonstruktionen elementar für religiöse Kommunikation im Christentum und in vielen Religionen der Welt ist. Ohne Gott als Familienoberhaupt, ob in der Rolle als Vater oder als Mutter, geht es nicht. Auch ethisch vertritt die Kirche Gemeinschaftswerte, die im Grunde genommen Familienwerte sind, als maßgebend für die Gesellschaft. Keiner

soll verloren gehen. Warum? Weil alle zu einer universellen Gemeinschaft zur Familie Gottes gehören. Christlicher Glaube wird virulent in Familienerfahrung und in Familienwerten.

Weil das so ist, braucht die Kirche Familie und ist für sie – hoffentlich – da. Kirchengemeinden sind auch tatsächlich als Gemeinschaftsveranstaltungen faktisch oft Familienbetriebe mit großem Engagement der Großeltern. Erst sekundär braucht die Kirche Familie auch zur eigenen Reproduktion. Im Grunde genommen aber ist sie Familie. Die religiöse und theologische Wahrnehmung von Familien bestärkt ihre Autonomie, weil sie ihre ursprünglichen Werte aufnimmt und unterstützt. Deswegen gibt es und gab es immer eine Symbiose von Familie und Religion.

Diese Symbiose war lange besonders deutlich symbolisiert und stabilisiert in der Ehe. Heute scheint allerdings dieses symbolische Band zu zerbrechen. Schuld daran sind aber gewiss nicht die Familien, eher ist es die immer stärkere Aufladung der modernen romantischen Liebe mit all ihren Idealen, die aus allen Konstellationen als Sieger hervorgegangen ist. Mit Karl Otto Hondrich lässt sich sagen: »Die Institution des Liebespaares geht aus allen Individualisierungen als Sieger hervor. Sie hat heute so viel kollektives Gewicht, dass man meinen könnte, dass sie die Institution der kirchlichen oder staatlichen Ehe gar nicht mehr braucht.«¹ (S. 56) Was aber nicht bedeutet, dass die Ehe deswegen weggeworfen würde. Deswegen weiter sehr schön paradox, aber umso wahrer: »Meine These lautet: Die sich auflösenden individuellen Liebes- oder Ehebindungen verwandeln sich in den Köpfen der Beteiligten in kollektive Bindung an den Wert von Liebe und Ehe. Der Wert der Liebe, ebenso der Wert der Ehe werden bestärkt dadurch, dass individuelle Liebes- und Ehebindungen aufgelöst werden.« (S. 55) Die Trennungen bestärken den idealen Wert von Ehe und Liebe. Die Menschen wollen Beziehungen ohne Leiden. Und das völlig zu Recht: Gerade die Möglichkeit zur leichteren Trennung und Scheidung ist offensichtlich – wenn man die Daten betrachtet – ursächlich dafür, dass Gewalt in der Familie zurückgegangen ist und es insgesamt in Familien erheblich liebevoller zugeht als noch vor 20 Jahren.

In Einklang mit der gesellschaftlichen Entwicklung betonen die kirchlichen Texte die Rechte der Individuen – aber, so meine These, verlieren das einzigartige Gefüge der Familien als Ganzes aus dem Blick. Insbesondere stellt sich die Frage, ob wir nicht die Kinder in diesem ganzen Feld vergessen

haben. Es ist ja eigenartig, wie wenig die Kirchen anlässlich des demografischen Wandels die Ursachen des Rückgangs der Kinderzahlen zum Thema machen, wenn man einmal dagegenhält, wie viel über das kommende Übergewicht der Älteren in der Kirche geredet und zum Teil lamentiert wird. Auch hier greift die Scheu, irgendjemand diskriminieren zu wollen. Aber wäre nicht der Rückgang der Kinderzahlen gerade für Kirche ein deutliches Zeichen der Besinnung darauf, welchen Anteil man selbst hieran hat? Ist der Protestantismus mit seiner Individualitätsorientierung heimlich kinder- und damit familienfeindlich?

Zum Schluss: Es geht gewiss nicht um einen Rückgang in alte patriarchalische Zwangsvereinsamteilungen und auch nicht in alte oder neue matriarchalische. Ganz gewiss nicht! Gleichheit und Freiheit sind und bleiben die Voraussetzungen für ein gutes Familienleben, in dem die gegenseitige Angewiesenheit und Verantwortung gelebt werden kann. Und auf dem Weg zu diesem Ziel kann noch sehr viel getan werden – sicherlich nach wie vor besonders von den Männern. Nein: Nicht zurück – nach vorn geht der

Blick! Es geht darum, kirchlich-religiös-theologisch an die Dynamik von Familien, das Natalitätsgeschehen in ihnen, die Ermöglichung von Freiheit und Individualität wieder Anschluss zu gewinnen. Es geht darum, ihre Selbstwirksamkeit zu stärken. Familien sind Gemeinschaften, die zu Partnern der Kirche werden können. Welche Formen von Familie das dann sind, spielt keine Rolle.

Um noch einmal auf den Anfang zurückzukommen: Was ist unsere christliche Familienstory? Können wir mit den Hollywood- und Bollywoodprodukten konkurrieren? Welche Geschichten von Familien erzählen wir? Und wie gehört die Familie in die große Liebesgeschichte Gottes mit seinen Menschen hinein? Dazu erhoffe ich mir nun einiges Neues auf dieser Tagung!

Anmerkungen:

¹ In der Süddeutschen Zeitung vom 16.12.2011, S. 30

² Axel Honneth: Das Recht der Freiheit. Berlin 2011

³ Karl Otto Hondrich, Liebe in den Zeiten der Weltgesellschaft, Frankfurt a.M. 2004

Grundsatzbeiträge

Wie geht Familie heute? Veränderte Lebensbedingungen – Herausforderungen und Leitbilder

Von Prof. Dr. Barbara Thiessen

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Die Anfrage an mich war, mit Ihnen einen aktuellen soziologischen Blick auf Familien zu werfen.

1. »Familie steht für mich eigentlich für Zusammenhalt«: Familienleitbilder und -erfahrungen heute

Wie geht Familie heute? Dieser Frage bin ich vor kurzem mit Studierenden einer Forschungswerkstatt der Hochschule Landshut nachgegangen, und zwar im Landkreis Deggendorf, das ist am Rande des Bayerischen Waldes, traditionell katholisch geprägt. Wir haben Diskussionsgruppen mit Kindern und Jugendlichen, Müttern und Vätern, SeniorInnen sowie Kommunalpolitikern geführt. Bemerkenswert war die deutliche Erfahrung von Veränderungen im Familienleben vor dem Hintergrund noch sehr lebendiger, traditioneller Leitbilder.

Familie steht für »Zusammenhalt«, das ist von allen Gruppen am häufigsten genannt worden. Eine besondere Qualität von Familie benannten **Mütter**, die sich im Rahmen des **katholischen Frauenbundes** treffen, mit einem sicheren Rahmen, in dem Schwächen gezeigt werden dürfen: »Ich glaub, des is des Wichtige an der Familie, dass man sich nicht verstellen muss.« Familie macht aber für **Mütter**, v.a. wenn sie **alleinerziehend** sind, viel Arbeit. Die besondere familientypische Beanspruchung von Müttern ist ihre Allzuständigkeit, deren Kehrseite lautet: »...bitte, i mecht einfach nur moi ling bleim.« Aber genau da, wo viel Zeit und alltägliche Verantwortung übernommen wird, scheint der Kernbereich von Familie zu sein: Eine **Mutter** pointiert: Familie, das sind Mutter und Kinder und »...dann gehört natürlich noch der Mann dazu.«

Passend dazu positionieren die **Väter** sich in ihren Aussagen als zwar wesentlich, aber eher

Vorschlagen möchte ich Ihnen drei Schritte: Erstens sollen Familien selber zu Wort kommen anhand einer explorativen Studie zum Familienalltag. Im zweiten Schritt möchte ich Trends von Familien in Deutschland vor dem Hintergrund aktueller Einschätzungen und Szenarien der OECD vorstellen. Abschließend werde ich daraus Folgerungen für Familienpolitik und Familienarbeit in Gemeinden und Diakonie ableiten.

randständig. Wir haben je eine Gruppe der freiwilligen Feuerwehr und von Fußballtrainern zu ihren Familienerfahrungen gefragt, denn Männer treffen sich nicht als Väter. Familie zu beschreiben, scheint für sie nicht so einfach zu sein, »...i glaub do beschäftigt ma sich a ned so damit«, ein anderer sagt: »Des is halt gegeben, i moan verwandtschaftliches Verhältnis, wos ma einerseits ned ändern kann – aber halt a a gewisse Bindung a ergibt.« Das bedeutet aber keineswegs, dass Familie für Männer keine Bedeutung hätte, im Gegenteil: Es ist der wesentliche Ort für sie, um über Probleme zu sprechen: »...ja, wenn du alleine leben würdest, dann hast du niemanden zum Reden ... wenn du ein Problem hast.« Aber es sind v.a. die Väter, die den Wandel in Familien ansprechen, den sie darauf zurückführen, dass Frauen zunehmend unabhängiger seien: »...i bin da Chef, und ich bring das Geld heim, das funktioniert nicht ... das würde meine Frau nicht mitmachen ... was mein Vater alles getrieben hat ... die Frauen haben sich nicht scheiden lassen ... aber heut, die geht dann schon wieder wegen jedem ... ja Bayerisch 'Schoas' ... den Frauen geht es eigentlich gut«. Ergänzen möchte man: Den Männern scheint es mit den Veränderungen nicht ganz so gut zu gehen, ihr neuer Platz in der Familie ist noch nicht gefunden, und sie begeben sich auch nicht freiwillig auf die Suche. Aber sehen doch auch Vorteile, wenn sie »gezwungenermaßen« sich mit den Kindern befassen: »... am Montag muss ich halt um halb fünf da sein, weil sie dann weg muss ... es macht zwar Stress für die Arbeit, aber es ist auch wieder gut, weil ... wär

der Montag genauso ohne Kinder ... und so bin ich quasi gezwungen, stückweit ... die Kinder zu nehmen.«

Die Veränderungen in Familien werden in besonderer Weise von den gefragten **Seniorinnen** bemerkt: »Aber des is scho a grober Unterschied, die Berufstätigkeit, aber ich glaub auch, die jungen Frauen, die sind schon selbstbestimmter geworden. Also, wenn ich an mich denk, ich hab mir schon viel sagen lassen.« Und weiter: »...man war viel abhängiger vom Mann, auch finanziell.«

Keineswegs kann gesagt werden, dass die Jungen den Alten voraus wären. So sind traditionelle Leitbilder z.B. für **Jugendliche aus der katholischen Jugendarbeit** fraglos: »Ich finde, also wenn man verheiratet ist und dann Kinder hat, das ist eine richtige Familie.« Oder: »Bei uns hat eigentlich jeder eine intakte Familie.« Und intakt bezieht sich nicht auf Beziehungsqualität, sondern Familienkonstellation.

Das sehen interessanterweise **Mütter mit russischem oder türkischem Migrationshintergrund** genauso. Auch für sie ist Ehe eine Grundvoraussetzung für die Familiengründung, und sie bestehen auf frühen Eheschließungen: »Ja, nicht so zusammenleben da und alles. 10 Jahre zusammenleben. Und dann heiraten. Na wenn schon, dann gleich.« Frühe Ehen werden bevorzugt: »Wenn du mit 19 heiratest ... dann formst du zusammen.« Durchaus werden in dieser Praxis auch Nachteile gesehen: »Man trifft sich paar Mal und heiratet einen Kater im Sack.« Dennoch spielt das Beziehungsglück eine eher untergeordnete Rolle, vielmehr stellen Kinder einen unverzichtbaren Bestandteil des Lebens dar: »... ohne Kinder kann man die Familie überhaupt nicht vorstellen.« Die eigenen Bedürfnisse der Mütter werden zurückgestellt: »...wir leben nur für unsere Fami-

2. Trends und Szenarien zum Familienleben

Der gegenwärtige sozial-ökonomische Wandel modifiziert die Rahmenbedingungen für den Alltag von Familien, und er wird gleichzeitig durch das veränderte Verhalten von Müttern, Vätern, Großeltern, Kindern und Jugendlichen weiter vorangetrieben.

Das ist also eine zweifache Bewegung, die wir in den Blick nehmen müssen, wenn wir Familienleben heute verstehen wollen: Soziologisch ausgedrückt handelt es sich um eine »doppelte Entgrenzung« (Jurczyk et al. 2009): Einerseits haben

lie, also wir arbeiten für unsere Familie und Kinder.« Familien mit Migrationshintergrund stehen Veränderungen von Geschlechtermustern ambivalent gegenüber. Einerseits sehen die Frauen durchaus Gewinne durch Gleichberechtigung: »Die Männer haben a andere Position g'habt. ... Der hat nie seinen Teller weggeräumt. Aber jetzt in Deutschland räumt er seinen Teller weg.« Andererseits stellen sie für ihre Kinder weiterhin eigene Entwürfe hinten an: »Man muss abwägen. Was ist wichtig?«. Es sind v.a. muslimische Frauen, die sich gegen stigmatisierende Zuschreibungen patriarchaler Familienverhältnisse wehren: »Ja, draußen sind unsere Männer wie Löwe, aber zu Hause wie Katze«.

Dass Familie jedoch auch ein Ort von Gewalt und gebrochener Beziehungserfahrungen ist, zeigen die Antworten von **Kindern aus der ambulanten Jugendhilfe**: »Familie heißt für mich, (...) wenn's fast keinen Streit gibt und dass keiner zuhaut.«

Familie gibt es also nicht widerspruchsfrei. Es scheint ein Ort zu sein des innigen Angenommenseins und schlimmster Gewalterfahrungen. Familie heißt ebenso freundliches Nebeneinander im Alltag wie wesentliche Erfahrungen von Unterstützung bei den Zufälligkeiten und Hinfälligkeiten des Lebens. Das Bemerkenswerte unserer explorativen Studie im ländlichen Raum scheint mir die Gleichzeitigkeit fast noch archaischer Familienbilder und der vielfältigen Erfahrung von Veränderungen zu sein. Dieser Wandel ist v.a. an der gestiegenen Erwerbstätigkeit von Müttern festzumachen, die zunächst oft nur eine Notwendigkeit oder ein individueller Wunsch ist, aber die Architektur der Familie grundlegend verändert. Hinzu kommen weitere Wege zum Arbeitsplatz und den Ausbildungsorten, die den Rhythmus der Familien nachhaltig verändert haben.

sich seit den 1970er Jahren Arbeitsverhältnisse und -anforderungen grundlegend geändert. Statt des geregelten Normalarbeitsverhältnisses und der 40-Stunden-Woche gibt es nun überwiegend unsichere, befristete Beschäftigungen in hoch qualifizierten Dienstleistungsbereichen. Flexibilisierung, Intensivierung und räumliche Mobilität sind nur Stichworte für die veränderten Erwartungen an den »Arbeitskraftunternehmer« (Voß und Pongratz 1998). Die Auswirkungen auf das Familienleben sind lange Ausbildungszeiten, spätere und riskantere Berufseinstiege, Absicherung

durch zwei Gehälter, überlange und flexible Arbeitszeiten, Mailcheck auch am Sonntag und im Urlaub, anhaltender Zeitstress im Alltag und Abstriche bei der eigenen Erholung.

Auf der anderen Seite haben sich Vorstellungen über und Ansprüche an die eigene Biografie deutlich verändert. Von den Bildungsaufstiegen seit den 1970er Jahren haben v.a. Frauen profitiert. Sie wollen ihre Bildungsgewinne jetzt auch investieren. Gleichzeitig orientieren eigenständige Bildungs- und Berufswege auf individuelle Glückversprechen. Die Möglichkeit zur Eigenständigkeit erlaubt höhere Ansprüche an Beziehungsqualität. Noch nie waren Ansprüche an Glück und Zufriedenheit in Paarbeziehungen so hoch wie heute, denn im Zweifel kann man auch als Single überleben. Dies führt zu mehr Trennungen, Scheidungen sowie Neubegründungen von Partnerschaften.

Unterm Strich ist Familie weniger denn je eine gegebene Ressource, sie muss biografisch immer neu begründet und im Alltag hergestellt werden, und das nun in einer Welt, die zunehmend weniger Rücksicht nimmt auf die Anforderungen, die ein »gutes Leben« in Familien verlangt.

Augenfällig sind gestiegene Erwartungen an Familien: Kinder sollen nicht nur aufwachsen, sondern zu kompetenten »Lernsubjekten« erzogen werden, die den komplexen Aufgaben der Wissensgesellschaft gewachsen sind und zukünftige Leistungsträger werden können. Kranke und alte Menschen sollen versorgt und gepflegt werden, die Ehe- oder Lebenspartner sollen sich gegenseitig Stütze sein, verwandtschaftliche, nachbarschaftliche und gemeindebezogene Netzwerke sollen gepflegt und weiter entwickelt werden. Der Alltag soll mit den ebenfalls zunehmenden Erwartungen an Lebensqualität gemanagt werden. Bei all dem wollen Eltern ihren Kindern glückserfüllte Momente in ihrem Kinderalltag ermöglichen, möchten, dass ihre Kinder im Hier und Jetzt ein gutes, anregendes Leben führen können, ohne immer auf die Zukunftsdienlichkeit schauen zu müssen. Familie steht somit zwischen den Anforderungen einer hoch individualisierten Wissensökonomie und den anspruchsvoller gewordenen Fürsorgeaufgaben. Ich möchte im Folgenden besonders wesentliche Veränderungen bündeln und in Beziehung setzen zu Trends im internationalen Vergleich. Dabei beziehe ich mich auf eine noch druckfrische Studie der OECD von Anfang 2012. (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung)

Trend 1: Spätere Familiengründung und steigender Anteil nichtehelich geborener Kinder

Die längeren Ausbildungszeiten und schwierigeren Berufseinstiege haben zur Folge, dass die Familiengründung im Lebenslauf immer weiter hinausgeschoben wird: Das Durchschnittsalter der Erstgebärenden liegt gegenwärtig bei knapp 30 Jahren. Ein weiterer Trend ist, dass die Ehe zunehmend nicht mehr Voraussetzung, sondern Folge gemeinsamer Kinder ist: Jedes dritte Kind wird heute außerhalb von Ehen geboren. Das sind doppelt so viele wie noch vor 20 Jahren (Statistisches Bundesamt 2008). Hierbei bestehen allerdings markante regionale Unterschiede, etwa zwischen Sachsen-Anhalt (64,0%) und Baden-Württemberg (21,5%) (ebd.). Auffällig ist hier die sinkende Attraktivität der Ehe sowie kirchlicher Eheschließungen. Ließen sich 1990 von den ca. 500.000 Eheschließungen noch 100.000 evangelisch und 110.000 Paare katholisch trauen, waren dies 2003 von den nur noch 380.000 Eheschließungen 56.000 evangelische und 50.000 katholische Trauungen (EKD 2009).

Deutschland liegt damit im internationalen Trend: In den OECD-Ländern ist die Anzahl der Eheschließungen von 8 pro 1.000 Einwohnern in 1970 auf 5 in 2009 gesunken, die Scheidungsrate hat sich gleichzeitig verdoppelt auf 2,4 Scheidungen auf 1.000 Einwohner. Ebenso hat sich im selben Zeitraum die Anzahl der Geburten außerhalb von Ehen verdreifacht und liegt – wie in Deutschland – bei 33% (OECD 2012:17).

Trend 2: Vielfältigere Lebensformen

Entsprechend nimmt die Diversität des Familienlebens zu. Zwar sind noch drei Viertel der Familien Ehepaare mit Kindern (77% in West- und 58% in Ostdeutschland), aber angesichts einer Scheidungsrate von mittlerweile 42% (Statistisches Bundesamt 2008) verbergen sich hinter dem Ausdruck »Ehepaare mit Kindern« häufig Familienneugründungen und Patchwork-Konstellationen, die die familiäre Lebensführung deutlich verändern: Zu den leiblichen Elternteilen kommt mindestens ein sozialer Elternteil hinzu (Bien, Hartl und Teubner 2002). Darüber hinaus nehmen »alternative« Familienformen zu. Dazu zählen Alleinerziehende (17% in West- und 25% in Ostdeutschland) sowie nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern (6% in West-, 17% in Ostdeutschland) (Statistisches Bundesamt 2008). In den Großstädten machen alternative Familienformen mittlerweile knapp die Hälfte (47%) aller Familien aus.

Auffallend ist ebenso die Zunahme der Anzahl von Paaren ohne Kinder. Deutschland steht hier international an einer Spitzenposition: Bis 2030 wird ein Rückgang der Paare mit Kindern um 22% erwartet (OECD 2012: 22). Der Familiensoziologe Bertram (2012) sieht in dieser Entwicklung eine neue soziale Ungleichheitsdimension zwischen Menschen mit Kindern und Kinderlosen, die am Arbeitsmarkt wesentlich bessere Chancen haben.

Der OECD bereitet in besonderer Weise der Anstieg von Einelternfamilien Sorge, weil hier die Armutsraten besonders hoch sind. Auch befürchtet die OECD bei Kinderlosen sowie Geschiedenen und Wiederverheirateten eine größere Schwierigkeit, gerade im Alter Unterstützungen aus dem familialen Netzwerk zu bekommen. Konstatiert wird eine geringere »care capacity within the family network« (OECD 2012: 18). Damit wären wir bei...

Trend 3: Neue Pflegebedarfe angesichts veränderter Geschlechtermuster

Mit der Einführung des Pflegeversicherungsgesetzes wurde festgeschrieben, was bislang gesellschaftlich bereits Konsens war: Der Vorrang familialer Pflege vor öffentlichen Angeboten. Damit werden implizit Frauen als private Pflegekräfte adressiert, denn nach wie vor sind es ganz überwiegend die Töchter und Schwiegertöchter, die die Pflege naher Angehöriger übernehmen. Gegenwärtig werden von den knapp über zwei Millionen Menschen, die im Sinne des Pflegeversicherungsgesetzes pflegebedürftig sind, zwei Drittel (68%) zu Hause versorgt, davon nur knapp 500.000 mit Unterstützung von Pflegediensten. 32% (knapp 700.000) werden stationär versorgt (Statistisches Bundesamt 2007). Eine häusliche Pflege umfasst pro Tag ca. fünf Stunden und dauert im Schnitt sieben Jahre. Über die Pflegeversicherung werden pro Tag nur 0,5 bis 1,8 Stunden Pflegearbeit finanziert. Das Verhältnis der privat zu den professionell Pflegenden beträgt drei zu eins (FES 2008: 3). Mit dem weiteren bereits prognostizierten Anstieg von alten und hochbetagten Menschen an der Gesamtbevölkerung wird sich die Frage »Who cares?« weiter verschärfen. Interessant ist, dass nach wie vor die Adressierung der Übernahme von Pflegeverantwortung an Frauen geht und sie auch selbst diese Aufforderung am deutlichsten hören. Fraglich ist, ob Frauen weiterhin den Hauptteil der Pflege nahezu unbezahlt übernehmen können angesichts hoher Scheidungsraten, niedriger (Frauen-)Löhne und des weiter bestehenden »gen-

der pay gap« sowie nicht zuletzt zunehmender Mobilität von Familien.

Tatsächlich ist die Betreuung und Versorgung in Familien nicht befriedigend gelöst. Zugespielt kann formuliert werden, dass die Defizite familienpolitischer Angebote gegenwärtig durch einen zunehmenden Markt globalisierter privater Arbeitsverhältnisse in Privathaushalten ausgeglichen werden: Au-pairs aus Litauen und Kirgisien, Pflege- und Putzhilfen aus Rumänien, Ungarn und den Ländern Lateinamerikas sichern oft jenseits arbeitsrechtlicher Standards das Familienleben und die Generationenverantwortung, insbesondere in Haushalten der Mittelschicht (Thiessen 2004).

Trend 4: Wachsende soziale und kulturelle Unterschiede zwischen Familien

Die sozialen Milieus in Deutschland entwickeln sich aktuell in hohem Maße auseinander. Empirische Studien konstatieren eine deutliche Polarisierung familialer Lebenslagen. Dabei sind Alleinerziehende mit über 40% Armutsrisikoquote deutlich mehr betroffen als Paarhaushalte mit Kindern, deren Armutsrisikoquote bei 10% liegt (DIW 2010). 15% der Kinder unter 15 Jahren leben heute in Armut (ebd.). Die aktuellen Zahlen der Bundesagentur für Arbeit über einen Rückgang der Kinderarmut sind insoweit irreführend, als die Anzahl der Kinder insgesamt gesunken ist, der Prozentsatz der Kinder in Armut ist nahezu gleich geblieben.

Noch zu wenig wird m.E. in der bundesdeutschen Familienpolitik die Bedeutung regionaler Ungleichheiten zur Kenntnis genommen. Dabei unterscheiden sich Lebenschancen nicht nur zwischen Ost und West, Nord und Süd, sondern oft auch zwischen Stadtteilen erheblich. Wenn wir Gerechtigkeit ernst nehmen, kann es nicht angehen, dass Kinder aus einem Stadtteil quasi keinen Zugang zu höherer Bildung haben, während die Kinder der »Oberstadt« fast allesamt im Gymnasium sitzen (Bertram 2012).

Auch in kultureller Hinsicht muss das Bild der »Normalfamilie« relativiert werden: Fast jede dritte Familie hat heute einen Migrationshintergrund (30% in West-, 14% in Ostdeutschland, BMFSFJ 2010). Knapp ein Viertel der zugewanderten Familien kommt aus der Türkei. Etwa ein Fünftel stammt aus Osteuropa, ein weiteres Fünftel aus süd- oder westeuropäischen Ländern (ebd.). Auffallend ist eine sozialräumliche Segregation, die bereits in den Kindertageseinrichtungen beginnt. Ca. 30% der Kinder, deren Familien-

sprache nicht Deutsch ist, besuchen eine Einrichtung, in der mehr als die Hälfte der Kinder ebenfalls nicht Deutsch als Familiensprache hat (Bildungsbericht 2008). Und was nach wie vor unter den Tisch gekehrt wird, ist der Alltagsrassismus, der Integration verhindert: So berichten Kinder mit Migrationshintergrund häufiger von Belastungen und Ängsten, Anspannung und geringerem Wohlbefinden in der Schule als einheimische Kinder (Betz 2006).

Trend 5: »Erwärmung« des Familienklimas – Gewalt bleibt (noch) ein Problem in Familien

Familienbeziehungen haben sich seit den 1970er Jahren erheblich verbessert – sicherlich ein wesentlicher Gewinn der Kritik der 68er-Bewegung an autoritären Erziehungspraxen.

Die mehrfach wiederholten Befragungen des Generationen-Barometers (2006, 2009) haben gezeigt: In Notsituationen stehen Familien ganz überwiegend an erster Stelle. Insgesamt, so der Befund, ist der Umgang zwischen den Generationen partnerschaftlicher und wertschätzender geworden. Die physische Gewalt in der Erziehung ist signifikant zurückgegangen. Es sind v.a. die Beziehungen zum Vater, die sich deutlich verbessert haben. Jugendliche stimmen heute dem Erziehungsverhalten der Eltern mehrheitlich zu, allerdings ist das Familienleben in unteren sozialen Schichten mehr belastet, hier gibt es signifikant weniger Lob und Mitbestimmung, beides wesentliche Voraussetzungen für die Entwicklung von Selbstwirksamkeitsüberzeugung und Lernbereitschaft (Generationen-Barometer 2006, 2009). Und nicht zuletzt: 80% der Kinder wachsen unter gesundheitlich guten Bedingungen auf (13. Kinder- und Jugendbericht 2009).

Aber: Familie ist immer noch ein wesentlicher Ort in der Gesellschaft, an dem die meiste Gewalt bis hin zu Morden verübt wird. 300.000 Kinder werden jährlich sexuell missbraucht (Hellfeldstatistik BKA 2010). Es gibt keine belastbaren Daten zur Prävalenz emotionaler, kognitiver oder körperlicher Vernachlässigung in Deutschland – nach Schätzungen ist es aber die häufigste Form der Kindesmisshandlung (Kindler 2006).

40% aller Frauen erleben Gewalt in Partnerschaften, bei Migrantinnen sind es 49% (BMFSFJ 2004). Neuere Studien haben gezeigt, dass leichte Formen von Gewalt auch bei ca. einem Viertel der Männer festzustellen sind. Hier besteht weiterhin Forschungsbedarf, der eine Präzisierung des Gewaltbegriffs und validere Erhebungen vor-

aussetzt als das bislang vorliegende Material, das mit fragwürdigen Messinstrumenten Gewalt gegen erwachsene Männer in Partnerschaften deutlich überdramatisiert (Döge 2011). Bei Kindern speichert sich übrigens Partnerschaftsgewalt der Eltern wie eine selbst erlebte Gewalterfahrung ab. Hier besteht Bedarf, die Praxis der gemeinsamen Sorge nach Trennung bei Misshandlungsbeziehungen sorgfältiger zu prüfen.

Mit dem Wissen, dass jede in der Familie erlebte Gewalt in besonderer Weise die Gefahr der Wiederholung im Erwachsenenalter als Opfer und/oder TäterIn birgt, liegt in der Bekämpfung von Gewalt in der Familie eine besonders wichtige Zukunftsaufgabe.

Zusammenfassend zeigen diese Trends zum Familienleben in Deutschland, dass Pauschal Diagnosen von »Familie heute« nicht ausreichen, um die vielfältigen Veränderungen zu erfassen und verstehen zu können und um nicht bei Verlustdiagnosen stehen bleiben zu müssen. Vielversprechender sind Ansätze, die das je konkrete Gestalten von Familienleben im Alltag rekonstruieren. Mit dem Konzept des »doing family« (Jurczyk, Lange, Thiessen 2012) wird zum einen die »Natürlichkeit« von Familie samt ihren Normalitätskonstruktionen infrage gestellt und andererseits auf den bewussten wie latenten Herstellungscharakter familialer Praktiken verwiesen. Beim »doing family« spielen Momente der »Beiläufigkeit« ebenso wie Routinen und Rituale eine wesentliche Rolle. Eingelassen in die Alltagspraktiken familiärer Lebensführung sind ebenso geschlechtliche wie milieu- und ethnizitätsspezifische Orientierungsmuster. Bislang wenig beleuchtet sind Kinder als eigenständige Akteure des »doing family« (Alt, Lange 2011).

Familie wird dadurch sichtbar als ein historisch und kulturell wandelbares System persönlicher, care-orientierter Generationen- und Geschlechterbeziehungen, das sich im Familienverlauf und korrespondierend dazu im Lebensverlauf der Individuen immer wieder hinsichtlich Zusammensetzung, Leistungen und Bedeutung für seine Mitglieder und für die Gesellschaft verändert. Dabei kann Familie bezogen auf historisch variable Kriterien sowohl gelingen als auch scheitern, denn auch im Scheitern bleibt der »Lebenszusammenhang Familie« bestehen. Darüber hinaus ist Familie schließlich ein zentrales Strukturelement von Gesellschaft: Sie erbringt unverzichtbare Leistungen für Wirtschaft und Gesellschaft, produziert Humanvermögen, leistet private Fürsorge und stiftet sozialen Zusammenhalt.

3. Folgerungen für Familienpolitik und Familienarbeit in Gemeinden

In Bezug auf die dargestellten Trends im Familienleben werden im Kontext der Familienpolitik neue Fragen gestellt bzw. sind alte Fragen neu zu stellen:

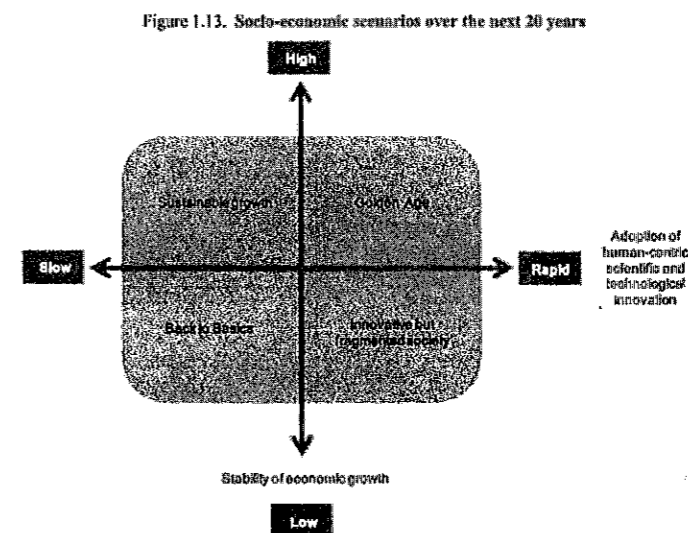
- Wie kann es gelingen, dass Menschen sich wieder früher zutrauen, Eltern zu werden? Und wie können Beziehungen so unterstützt werden, dass die Übernahme von Verantwortung gelingt? (Trend 1)
- Wie kann in sich verändernden Familienkonstellationen Bindung entstehen und familiäre Care-Arbeit gefördert werden? Wie kann eine geschlechtergerechte Verteilung von Familien- und Berufsarbeit gelingen? (Trends 2 und 3)
- Wie kann die kulturelle Vielfaltigkeit von Familien gewürdigt und Unterstützung da bereit-

gehalten werden, wo sie erforderlich ist zur Wahrung von Chancengerechtigkeit? Wie kann es gelingen, dass gut gemeinte Angebote nicht gleichzeitig stigmatisierend wirken? (Trend 4)

- Wie kann in Familien die Entwicklung unterstützender, gewaltfreier Beziehungen gefördert werden? (Trend 5)

Die OECD hat zur zukünftigen Entwicklung von Familien Szenarien vorgestellt (Abb. 1), die Orientierung für die Familienpolitik geben soll. Dabei werden zwei zentrale Parameter zugrunde gelegt: die ökonomische Stabilität und die Übernahme humanwissenschaftlicher und technologischer Innovationen. Aus evangelischer Sicht scheinen hier sowohl Anregungen zu liegen als auch Einsprüche erforderlich zu sein.

Abb. 1: OECD 2012, 40



Das Szenario »Golden Age« sieht eine hohe ökonomische Stabilität bei gleichzeitig schneller Übernahme technologischer und wissenschaftlicher Innovationen. Dieses Szenario zeichnet aus: hohe Bildungsstandards für alle, volle Erwerbsarbeit für alle Erwachsenen bei familienfreundlichen Unternehmen, ausgebauter Sektor öffentlicher Dienstleistungen und Betreuungsangebote unter Nutzung technologischer Innovationen (Pflegeroboter). Familienformen werden weiter vielfältiger und ändern sich im Lebenslauf mehrmals, vorgestellt wird eine weiter ansteigende

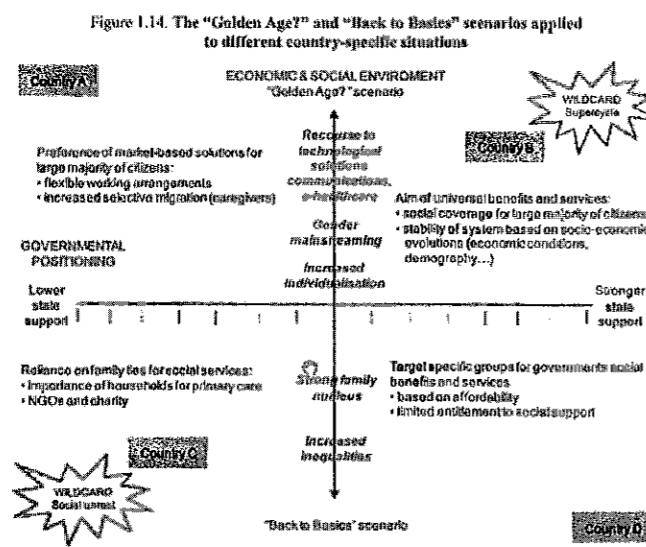
Selbstverantwortung für Gesundheit und Versorgung, Prävention spielt eine wichtige Rolle.

Dagegen wird im Szenario »Back to Basics« durch geringe ökonomische Stabilität und eine verlangsamte Übernahme technischer Innovationen eine Wiederbelebung traditioneller Werte angenommen. Dieses aus Sicht der OECD »worst case scenario« würde eine gleichberechtigte Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt behindern, zu mehr Armut führen und die Geburtenraten weiter sinken lassen. Entsprechend wäre das öffentliche

Angebot für Betreuung von Kindern und Älteren nur gering ausgebaut worden.

Wenn diese beiden Szenarien gegenübergestellt werden (Abb. 2), zeichnen sich weitere Prognosen ab: Je nach Umfang des sozialstaatlichen

Abb. 2: OECD 2012, 46



Für unsere Diskussion relevant halte ich folgende Aspekte:

- Das zukünftig präferierte Familienmodell im OECD-Kontext (und übrigens auch in allen EU-Papiere infolge von Lissabon) ist der Zwei-Verdiener-Haushalt. Frauenerwerbsarbeit zu fördern, bedeutet Armutsprävention und Sicherung des Fachkräftebedarfs.
- Die Präferenz von Familienformen wird aufgegeben, ob verheiratet oder nicht, heterosexuell oder nicht, die Konzepte sehen eine Förderung da vor, wo Kinder sind und wo Pflege geleistet wird. Dies zeichnet sich bereits heute in der EU-Rechtsentwicklung ab.
- Rekurs auf Technik (Kommunikation und »e-healthcare«) sowie Gender-Mainstreaming und Individualisierung gelten als wesentliche Strategien einer Zukunftssicherung von Familie und Gesellschaft.

Daraus ergeben sich Fragen für eine evangelische Familienpolitik:

- Wo ist das eigene Familienleitbild zu verorten zwischen »Golden Age« und »Back to Basic«? Wie wird mit gesellschaftlichen Liberalisie-

Engagements werden eher marktwirtschaftlich orientierte oder allgemein zugängliche soziale Unterstützungen vorgestellt, die die weitere Dynamik sozialer Ungleichheit inklusive Migrationsfragen (etwa für Pflegekräfte) bestimmen werden.

rungspraxen umgegangen, die innerhalb der Kirche noch nicht mehrheitsfähig sind?

- Wie stellt sich Kirche zu den Entwicklungen - auf dem Arbeitsmarkt im Hinblick auf die Perspektive durchgesetzter, flexibilisierter Vollzeit-erwerbsarbeit für alle? Wie kann Kirche für menschenwürdige Zeitregime, Zeit für Fürsorge eintreten?
- Welche Bedeutung haben für Kirche Gestaltungsfragen in der Geschlechterpolitik? Ganz wesentlich für die Zukunft von Familie scheint mit die Frage: Wie kommen Väter verlässlich in den Familienalltag?
- Wie positioniert sich die Kirche als wesentlicher Akteur im Sozial- und Gesundheitswesen zu technischen Innovationen und wissenschaftlichen Möglichkeiten (Stichworte: »Pflegeroboter«, »künstliche Befruchtung« – übrigens neues zentrales Handlungsfeld des BMFSFJ, Arbeitsbedingungen)? Welche ethischen Fragen stellen sich beim Einsatz von Technologien und Maschinen? (Forschungen zu neuen Verwandtschaften wie »Inseminationsfamilien«)

- Wie kann es gelingen, Ressourcen guten Aufwachsens für alle Kinder zu ermöglichen? Dazu scheint mir wesentlich zu sein, Familien in Armutslagen, hierzu zählen in großer Anzahl Ein-Elternfamilien, als Gemeindemitglied und weniger als Adressaten diakonischer Dienste zu sehen. Wie kann die (Selbst-)Ausgrenzung von Familien in Armutslagen aus der Kirche gestoppt werden?
- Und schließlich: Welchen eigenen Beitrag kann Kirche, können Kirchengemeinden leisten, um Menschen zu ermutigen, familiäre Verantwortung zu übernehmen: das Zutrauen fördern, Kinder zu bekommen auch angesichts unsicherer Zukunft und Beziehungen oder Angehörige neben Berufserfordernissen (mit) zu versorgen. Welche Rituale, Kasualien, seelsorgerliche und gemeindliche Angebote wären dafür hilfreich? Warum werden Ausschlüsse hier gegenwärtig noch vorgenommen (vgl. Regenbogenfamilien)?

Ich wünsche mir eine produktive und offene Diskussion angesichts der tatsächlich oft irritierenden, aber eben auch ermöglichenden Veränderungen. Ich finde, der Wandel von Geschlechterverhältnissen und Generationsbezügen ist keine (Natur-)Katastrophe, sondern eröffnet neue Gestaltungsräume zwischen öffentlicher und privater Care-Arbeit, zwischen den Generationen und Geschlechtern. Dabei dürfen bei der Neugestaltung keine neuen ungerechten »Liebesdienste« entstehen.

Literatur

Alt, Christian (Hrsg.) (2006): *Kinderleben – Integration durch Sprache? Band 4: Bedingungen des Aufwachsens von türkischen, russlanddeutschen und deutschen Kindern.* Wiesbaden: VS Verlag.

Alt, Christian; Lange, Andreas (2011): *Agency in der mittleren Kindheit. Feldspezifik und Konsequenzen.* In: Clemens Sedmak, Reinhold Babic, Christian Posch (Hrsg.): *Der Capability-Ansatz in sozialwissenschaftlichen Kontexten.* Wiesbaden: VS Verlag, 169-185.

Bertram, Hans (2012): *Fertilität, Zukunft mit Kindern und die Bedeutung des regionalen Kontextes.* In: Karin Jurczyk, Andreas Lange, Barbara Thiessen (Hg.), *Doing family – Familienalltag heute: Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist,* Weinheim und München: Juventa (i.E.)

Betz, Tanja (2006): *»Ich muss mehr lernen als andere« – Informelle Bildung von Kindern in Familie und Freizeit – ein interethnischer Vergleich.* DJJ-Bulletin, 73, 14-15.

Bien, Walter; Hartl, Angela; Teubner, Markus (Hrsg.) (2002): *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Familiensurvey, Band 10.* Opladen: Leske und Budrich.

Bildungsbericht 2008: *Bildung in Deutschland 2008. Zweiter Bildungsbericht.* Bielefeld: Bertelsmann.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2004): *Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland.* Berlin.

Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (BMFSFJ) (2010): *Familien mit Migrationshintergrund. Lebenssituation, Erwerbsbeteiligung und Vereinbarkeit von Familie und Beruf.* Berlin

Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) (2010): *Weiterhin hohes Armutsrisiko in Deutschland: Kinder und junge Erwachsene sind besonders betroffen.* Wochenbericht des DIW Berlin Nr. 7/2010, 2-11

Döge, Peter (2011): *Männer - die ewigen Gewalttäter? Gewalt von und gegen Männer in Deutschland.* Wiesbaden: VS-Verlag

Evangelische Kirche in Deutschland (2009): *Soll es künftig kirchlich geschlossene Ehen geben, die nicht zugleich Ehen im bürgerlich-rechtlichen Sinne sind? Zum evangelischen Verständnis von Ehe und Eheschließung - Eine gutachtliche Äußerung.* EKD-Texte 101, Hannover

Friedrich-Ebert-Stiftung (2008): *Gender in der Pflege. Herausforderungen für die Politik. Expertise erstellt durch Gertrud M. Backes, Ludwig Amrhein, Martina Wolfinger.* Berlin: FES.

Generationenbarometer (2006, 2008): *Forum Familie stark machen, Eine Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach*

Jurczyk, Karin; Schier, Michaela; Szymenderski, Peggy; Lange, Andreas; Voß, Günter G. (2009): *Entgrenzung von Arbeit – Entgrenzung von Familie. Grenzmanagement im Alltag als neue Herausforderung.* Berlin: edition sigma.

Jurczyk, Karin; Lange, Andreas; Thiessen, Barbara (Hrsg.) (2011): *Doing family – Familienalltag heute: Warum Familienleben nicht mehr selbstverständlich ist.* Weinheim und München: Juventa (i.E.).

Kindler, Heinz (2006): *Partnergewalt und Beeinträchtigungen kindlicher Entwicklung. Ein Forschungsüberblick.* In: Kavemann, Barbara; Kreyssig, Ulrike (Hg.), *Handbuch Kinder und häusliche Gewalt.* Wiesbaden, S. 36-53

OECD 2012: *The Future of Families to 2030* (http://www.oecd-ilibrary.org/social-issues-migration-health/the-future-of-families-to-2030_9789264168367-en)

Statistisches Bundesamt (2007): *Pflegestatistik 2005. Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung. Deutschlandergebnisse.* Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Statistisches Bundesamt (2008): *Familienland Deutschland.* Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Thiessen, Barbara (2004): *Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleistung.* Wiesbaden: VS Verlag.

Voß, Günter G.; Pongratz, Hans J. (1998): *Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?* In: *Kölnler Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1, 131-158. □

Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familien

Von Prof. Dr. Bernhard Mutschler

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

An langjähriger, reichhaltiger und vielfältiger Familienerfahrung mangelt es wohl kaum jemals einem Menschen¹. Wohl aber suchen Protestanten

zu Recht immer wieder – wir alle heute und morgen hier in Eisenach – nach Sprachfähigkeit, Klarheit und Orientierungsvermögen in der Frage, was grundlegende und charakteristische *Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familie* sind und wie Familien wirksam in evangelischer Perspektive unterstützt und gestärkt werden können. Ich beginne mit einer (1) biblischen Spurenlese und bestimme dann (2) heutige Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familie.

1. Biblische Spurenlese als Ausgangspunkt für die Suche nach Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familie

Die Familienverhältnisse der biblischen Schriften als *verbindlich* (normativ) oder zumindest *vorbildlich* für die Gegenwart zu betrachten, ist in nahezu *keiner einzigen Hinsicht* wünschenswert. Sie entstammen einem anderen, uns heute weit hin fremden historischen, kulturellen, sozialen und religiösen Kontext. Man könnte die biblischen Zeugnisse deshalb gleich übergehen (und manchmal liest man das auch so²). Aber eine der *Reformation* und damit in hohem Maß der Heiligen *Schrift* verpflichtete christliche Theologie (erst recht ein Historiker und Bibelwissenschaftler) kann auf eine biblische Spurenlese *nicht* verzichten. Aus Zeitgründen erfolgt sie hier äußerst gerafft:

1. Familie ist in der Bibel fast *niemals* eine Kleinfamilie, bestehend aus einem Elternpaar und Kindern. Meist handelt es sich um einen größeren, teilweise sogar viel größeren Verband, der selbstverständlich generationenübergreifend ist und verschiedenste Formen von ein- oder wechselseitigen Abhängigkeiten einschließt. Konstitutiv für die Leitung ist in den biblischen Familien das *Familienoberhaupt* – in der Regel ein Patriarch – oder (im Blick auf die frühchristlichen »Häuser«) eine Patronin wie Lydia bzw. ein Patron. *Leitung und Letztverantwortung* für getroffene Entscheidungen sind notwendige Rollen in jeder Familie. Wie sie jedoch besetzt und verteilt werden, bestimmt jede Zeit und jede Familie im Rahmen ihres Umfelds und ihrer Möglichkeiten selbst. Heutzutage ist die Familie die wohl häufigste und kleinste *demokratische Zelle*.

2. In erster Linie scheint Familie in biblischen Zeiten eine *Solidargemeinschaft* zu sein, die allen ihren Gliedern *Rückhalt* und *Sicherheit* im Leben gibt. Lange vor neuzeitlichen Errungenschaften wie Freiheit der Person, allgemeinen Menschenrechten, Bürgerrechten, Grundrechten oder Sozialversicherungen war die Zugehörigkeit zu einer Familie, einem »Haus«, weitaus *mehr* eine notwendige Voraussetzung für das physische und soziale Überleben, als es heute der Fall ist. Im Blick auf die Gegenwart ist der Gewinn an *Freiheit, Rechten und gesellschaftlicher Solidarität* gegenüber biblischen und antiken Verhältnissen ein *Fortschritt* und keinesfalls ein beklagenswerter Zustand. Insofern manche Familienkrise auch eine Emanzipation von überkommenen Abhängigkeiten widerspiegelt, ist sie als Chance zu mehr Teilhabe und zu größerer Verantwortung zu begrüßen.

3. Die Wirtschaftsgemeinschaft Familie hatte in biblischen Zeiten einen *gemeinsamen Arbeits- und Festkalender* im Jahreslauf. Sie teilte dabei Arbeits- und Ruhezeiten, Alltag und Feste, Not und Brot. Sie teilte aber auch *gemeinsame religiöse Anschauungen*, ethische Vorstellungen und kultische Erfahrungen. Sie bildete entweder selbst eine Religionsgemeinschaft oder war Teil einer solchen, wobei sich die *Zugehörigkeit* in der Regel am Familienoberhaupt orientierte. Die Mitglieder einer Familie blickten im Leben und im Sterben auf *denselben* Horizont; um es modern zu formulieren: Sie teilten *denselben Glauben* und *dieselbe Weltanschauung*. Im Blick auf die Gegenwart ist hier eine unglaubliche *Pluralisierung* eingetreten. Alle Familienmitglieder sind *mündiger* geworden.

4. Trotz eines Verhältnisses der *Treue, Fürsorge und Verantwortung* bis hin zu gegenseitiger Haftung und Hilfe in den Notlagen des Lebens, trotz der Gewährleistung von *sozialer und persönlicher Sicherheit* und trotz der Schaffung eines Raumes der *Geborgenheit* hatte das Organisationsmodell Familie auch nach dem biblischen Zeugnis klare *Grenzen*. Die Familie durfte *nicht* an die Stelle Gottes oder in *Konkurrenz* zu Gott treten, und das war aus theologischer Perspektive die *entscheidende* Grenze für die Entfaltung von Familien und Häusern. Wenn Gott einen Propheten berief, wenn Jesus einen Jünger oder eine Jüngerin berief, wenn der auferstandene Christus einen Apostel als Zeugen in seinen Dienst rief, dann durften familiäre Bindungen davon nicht abhalten. Der biblische Leitsatz »*Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen*« (Apg 5,29) wendete sich also nicht nur gegen staatliche und religiöse Autoritäten, sondern auch gegen familiäre Beharrungskräfte und die hinter diesen stehenden *Patriarchate* (meist waren es in biblischen Zeiten Patriarchate). Stattdessen bildete sich in der Nachfolge Jesu und im Tun des Willens Gottes eine *neue Familie*, ein neues Haus Gottes, die *Gemeinde*.

2. Gegenwärtige Perspektiven eines evangelischen Verständnisses von Familie

Eine biblische Spurenlese gibt somit ein eindrucksvolles Zeugnis »von der Buntheit, der Vielfalt, der Verworrenheit, aber auch menschlichem Versagen, unlauteren Interessen und der Schuldhaftigkeit« innerhalb von Familien³. Sie stiftet zu folgenden Überlegungen an.

2.1. Grenzen des Familiendenkens und -lebens

Ein vom Evangelium herkommendes Verständnis von Familie weiß um die *Grenzen dieses Modells*. Theologisch können sie in drei Hinsichten bestimmt werden: durch *Gott*, durch *Menschen* und durch die *Zeit* gesetzt.

Grenzen der Familie sind dort erreicht, wo Menschen sich offenbar *entscheiden* müssen zwischen einer fortgesetzten engen Zugehörigkeit zu ihrer Familie und einem neuen Weg, auf den Gott einen Menschen weist. Wo *Gott* einen Menschen unüberhörbar ruft, hat das Familienleben seinen Anspruch auf einen Menschen *verloren*. Das Doppelgebot der Liebe, das Jesus mit Schriftgelehrten seiner Zeit teilt, *beginnt* stets mit der Liebe zu *Gott*⁴.

5. All dies zeigt mit Blick auf die Gegenwart: Obgleich sich die bürgerliche Kleinfamilie bislang als *erstaunlich robust und erfolgreich* erweist, handelt es sich nach unserer Überzeugung weder um die *einzig* mögliche Form christlichen Zusammenlebens *noch* um eine *unberührbare* oder gar sakrosankte Form. Im Verhältnis zu dem immensen Reservoir biblischer Familienerfahrungen stellt die Kleinfamilie sowohl eine *Ausnahme* als auch eine *Engführung* dar. Im Blick auf die Gegenwart handelt es sich um eine Vereinfachung, eine *Idealisierung* (Ideale sind in der Regel einfach) und um eine *Wunschvorstellung*. Aber das Leben ist in vielen Fällen weder ideal noch einfach – auch nicht in Kleinfamilien. Die Evangelische Kirche wäre daher aus zwei Gründen schlecht beraten, ihren Familienbegriff einseitig auf die Form der traditionellen Kleinfamilie festzulegen oder nur daran auszurichten: Denn dieses Modell *funktioniert erwiesenermaßen in vielen Fällen nicht*, und es stellt *nur eine*, wenngleich besonders *beliebte* und *häufige* Ausprägung familiären Zusammenlebens dar.

Grenzen der Familie sind dort erreicht, wo *Menschen* sich offenbar so weit entzweien, dass sie durch »Zorn, Zank, Hass, Neid und Streit« *schuldig* aneinander werden. Im Kleinen wird das Familienleben dann *intern* beschädigt, im Großen kann es – auch für andere sichtbar – *auseinanderführen* oder sogar beendet werden. Aneinander schuldig zu werden, ist *Teil der menschlichen Lebensbedingung (condicio humana)*. Diese ist aber gleichsam *eingebettet* in den göttlichen Trost des neuen Anfangs und in den Aufruf zur Versöhnung.

Grenzen der Familie sind schließlich dort erreicht, wo Menschen offenbar so *lange* als Familie zusammenleben, bis sie aus natürlichen Gründen hinauswachsen – durch Erwachsenwerden, Eheschließung oder Tod. *Diese* Grenzen sind letztlich von *Gott* gesetzt, denn er hält alle Zeit in seinen Händen⁵.

Ein vom Evangelium herkommendes Verständnis von Familie *kennt und respektiert* die von Gott gesetzten oder von Menschen verursachten Grenzen des Familienlebens und *widersteht* der Versuchung einer Glorifizierung oder Verabsolutierung dieses Modells des Zusammenlebens.

2.2. Die größere Familie – die Gemeinde

Was kommt jenseits der Grenzen des Familien-denkens und -lebens? Ein vom Evangelium herkommendes Verständnis von Familie ist getragen vom Wissen und von der Zuversicht der »neuen Familie« Jesu, des »Hauses Gottes«, nämlich der Gemeinde – auch der örtlichen Kirchengemeinde. Dies hat *viele erfreuliche* Konsequenzen, von denen ich lediglich vier andeute: *Gelassenheit, Gemeinschaft, Egalität* und *Potenzial* sind ihre Stichworte.

Wenn die Gemeinde als Familie Gottes verstanden wird, werden Menschen von Fragen der Familiengestaltung und des Familienstandes *entlastet*. Sie werden *psychisch* entlastet, da nicht alle Glückserwartungen innerhalb der eigenen Familienkonstellation unbedingt erfüllt werden müssen, sondern ein Austausch und Ausgleich mit *anderen* Menschen stattfinden kann; und sie werden *faktisch* entlastet, da zahlreiche Angebote kirchlicher Diakonie, kirchlicher Bildungs- und Gemeindegarbeit der *eigenen* Familiensituation – vom Kleinkind über Jugendarbeit bis zum Hospiz – *zugutekommen* können.

Wenn die Gemeinde als Familie Gottes verstanden wird, gibt es in ihr *keine Afamiliarität im strengen Sinn* mehr. Die Zugehörigkeit zum *selben* Leib Christi und die Feier desselben Heiligen Abendmahls stiften Gemeinschaft und verbinden Menschen verschiedener Prägung und Herkunft miteinander, ungeachtet ihres Familienstandes und ihrer familiären Situation. Sie *alle* sind Schwestern und Brüder. Auch für Alleinstehende und vermeintlich »afamiliäre« unterhalten Kirchen, Diakonie und Gemeinden zahlreiche Angebote, die für alle offen sind, und neue, innovative Angebote können nach Bedarf jederzeit eingerichtet werden.

Wenn die Gemeinde als Familie Gottes verstanden wird, wird eine weitere *defizitorientierte Betrachtung und Sprache* zurechtgerückt. In der Familie Gottes gibt es *nicht* Ledige, Verheiratete, Kinderlose, getrennt Lebende, Geschiedene oder Verwitwete, sondern *Menschen in verschiedenen Lebenssituationen*, die zur geschwisterlichen Begegnung untereinander aufgerufen sind. Der Gedanke der *Gleichheit (Egalität)* ist dabei grundlegend. Lediglich das »Haupt« dieser Familie ist herausgehoben. Es ist der gekreuzigte und auferstandene Jesus: ein »Herr«, der allen Mitgliedern *dient*. Darum ist der Gedanke des selbst gewählten *Dienens* maßgeblich für das Leben in dieser Familie⁹.

Schließlich gibt es, wenn die Gemeinde als Familie Gottes verstanden wird, in dieser ein *immenses Potential*, um die bestehenden Familien mit ihren vielfachen, manchmal hoch komplexen Herausforderungen zu begleiten, mitzutragen und zu unterstützen

Für ein vom Evangelium herkommendes Verständnis von Familie ist die *Gemeinde die größere Familie*, innerhalb der sich alle ihre Glieder und Familien entfalten können und getragen wissen. Dies vermag Familien an vielen Stellen zu entlasten.

2.3. Die eigene Familie

Familie ist eine überaus *persönliche* Angelegenheit. Ein vom Evangelium herkommendes Verständnis von Familie sucht den Zugang zur *eigenen Biografie* »im Glauben«, d.h. *im Vertrauen auf Gottes Güte und Verheißung*. Die eigene Familiensituation wird dabei gleichsam nach *rückwärts* in die Vergangenheit beleuchtet und interpretiert und nach *vorwärts* in die Zukunft entworfen und immer wieder neu durchgespielt. Dazu einige wenige Erläuterungen:

»Familie haben alle«¹⁰. Vater und Mutter stehen am Lebensbeginn *jedes* Menschen, und zwar unabhängig davon, welche Erfahrungen jemand mit ihnen macht und ob sie bekannt sind. Ebenso wächst jeder Mensch in einem Haushalt auf, der insofern seine Familie *ist oder dazu wird*. Aufwachsen ist ohne eine Verbindung zu irgendeiner Familie nicht möglich. Insofern haben *alle* eine Familie. Es ist eine Vorfindlichkeit des Lebens *jedes* Menschen, Teil einer Familie zu sein. Diese gilt es auch *vom Evangelium her zu entdecken und zu deuten*, z.B. mit den Augen der Barmherzigkeit und des Staunens.

Spätestens wenn ein Mensch *erwachsen* wird, sucht er nach dem eigenen, weiteren Weg. Vom Evangelium herkommend erfolgt diese Suche ergebnisoffen. Im Vertrauen auf *Gottes Güte und Verheißung* könnte der eigene Weg zwar im *Alleinsein* liegen, genauso gut aber auch in einer *Partnerschaft* oder der Gründung einer eigenen Familie. Dabei liegt auf der Ehe ein besonderer Segen – »Vater und Mutter verlassen und ein Fleisch sein«¹¹ – ebenso wie auf eigenen Kindern: »Seid fruchtbar und mehrt euch!«¹² Im Vertrauen darauf legt sich für ein evangelisches Familienverständnis ein auch für Umfeld und Gemeinde *erkenntbar geregelter Umgang mit Partnerschaft* und Kind bzw. Kindern nahe.

Freilich ist das »Abenteuer Leben« mit Entscheidungen für oder gegen die Gründung einer eigenen Familie noch lange nicht bestanden, im Gegenteil! *Stürmisch wird das Leben einer Familie fast von selbst*. Aber sie bleibt auch selbst auf Dauer fragil: Größere, auch unfreiwillige *Lebenskurven und Wechselbäder* sind fast durchgängig möglich. Das Vertrauen auf Gottes Güte und Verheißung findet hier ein tägliches Feld der *Bewährung* – und manchmal täglich ein neues.

Letztlich bleibt jede Familiensituation *nach vorne offen*. Dies tut jedoch einer *doppelten Geborgenheit aller ihrer Glieder* keinen Abbruch: derjenigen in Gott (im Glauben) und derjenigen in »Gottes Haus«, d.h. der *Gemeinde Jesu Christi* (in der Liebe)¹³.

Ein am Evangelium orientiertes Verständnis von Familie wagt die Auseinandersetzung mit der eigenen Familienbiografie in beide Blickrichtungen: in die *Vergangenheit* und in die *Zukunft*, aber *jeweils vom Evangelium her*.

2.4. Familie unter Druck

Ein am Evangelium orientiertes Verständnis von Familie nimmt den auf Familien lastenden *Druck* sensibel wahr, spricht ihn aus und sucht gemeinsam mit Familien, Politik und anderen gesellschaftlichen Kräften, diesen Druck zu *vermindern*. Insbesondere gilt es, diejenigen Familien, die mit immer neuen Schwierigkeiten besonders hart konfrontiert sind, auf ihrem Weg zu *begleiten* sowie Möglichkeiten der *Druckminderung* und Angebote des Erlernens von *Bewältigungsstrategien* zur Verfügung zu stellen.

Der Druck lastet zunächst auf den *Eltern*, dann aber auch auf den *Kindern*. Zu beidem kann ich mir an dieser Stelle die Konkretionen sparen. Wird der Druck, der auf *Eltern* lastet, auf ihre *Kinder umgeleitet*, dann entstehen unsichere und wahrhaft *explosive Familienräume*, die weder die notwendige Geborgenheit noch den zu einem gesunden Wachstum notwendigen Rückhalt bieten. Dann werden die persönlichen, familiären und beruflichen Probleme von *morgen* bereits *heute* zuverlässig vorbereitet.

Ein evangelisches Verständnis von Familie hat die Aufgabe, diese vielfältigen Belastungen auch *in den Zusammenhang eines gemeinsamen religiösen Lebens* zu stellen, im Rahmen der *religiösen Erziehung* auf den auf der Familie lastenden Druck einzugehen und selbst produktive Mög-

lichkeiten des Umgangs mit belastenden Umständen *vorzuleben*.

Eine Reihe von *Bewältigungsstrategien* oder »Gegenkräften« kann Familien unter Druck helfen. Daher stehen Familien heute vor der Herausforderung, solche Bewältigungsstrategien und Unterstützungen aktiv zu suchen, mitzuentwickeln und unter Berücksichtigung von Fairness für sich zu nutzen.

2.5. Familie evangelisch

Ein evangelisches Verständnis von Familie hat (im Unterschied zum römisch-katholischen) *keine lehramtlichen Vorgaben* und *kaum kirchenrechtliche*. Es ist in Aufnahme biblisch-christlicher und evangelischer Traditionen *selbst zu entwickeln*, immer wieder neu zu durchdenken und zur *Diskussion* zu stellen. Als *Kernwörter* dafür wähle ich *Verantwortung, Freiheit, religiöse Erziehung* und *Offenheit*.

Ein evangelisches Familienverständnis ist durch ein hohes Maß an gemeinsam und persönlich wahrgenommener *Verantwortung* geprägt. Leitmaximen dafür sind »*Verlässlichkeit, Wechselseitigkeit und Kontinuität*«¹⁴, *öffentliche Sichtbarkeit*, aber auch »*Grundhaltungen des Respekts, der Offenheit, des Vertrauens und der Treue, der Verantwortung und des gegenseitigen Verzeihens*«¹⁵.

Ein evangelisches Familienverständnis ist als *evangelisches Familienverständnis* durch *Freiheit* geprägt¹⁶: Freiheit von den gesellschaftlich verordneten und kirchlicherseits vielfach erwarteten Formen. Die Ausgestaltung des Familienlebens kann sich *nicht von Erwartungen leiten lassen* (dann würde es allzu oft mehr getrieben als geleitet), sondern ist letztlich sehr persönlich *vor sich selbst, vor den Betroffenen* und *vor Gott* zu verantworten. *Was dem Leben dient*, könnte ein Kriterium zum richtigen Gebrauch der Freiheit sein.

Ein evangelisches Familienverständnis ist nach biblischer und reformatorischer Überzeugung¹⁷ einem *Auftrag zur religiösen Erziehung von Kindern verpflichtet*, wie sie beispielsweise bei der Taufe eines Kindes öffentlich erklärt wird. Das Angebot einer religiösen Sozialisation ist kein *donum superadditum* (keine eigentlich unnötige Zugabe), sondern ein »*Recht des Kindes*«¹⁸. *Sprachfähigkeit im Glauben* und ein gewisses Maß an biblischer, historischer, theologischer und ethischer *Bildung* sind für Heranwachsende uner-

setzlich und können zu einem wichtigen *Restlienzfaktor* werden. Aller Vorsicht und allem selbst empfundenen Ungenügen zum Trotz sollten daher *mit den Kindern gemeinsam* konkrete Schritte auf dem Weg der religiösen Erziehung unternommen werden. Religiöse Erziehung im Rahmen der Familie ist nicht fordernd, sondern von *Güte und Annahme* charakterisiert, weil Gott selbst auch *Ja zu jedem Erwachsenen* gesagt hat – und täglich sagt – und dies in der Taufe feierlich *versprochen* hat. Entsprechend ist ein Grundton des *offenen, ehrlichen und solidarischen* Umgangs miteinander sachlich angemessen. *Offenes Ansprechen von Familienproblemen* oder *Rituale* wie z.B. im Tageslauf fest verankerte Gebete spielen eine wichtige und kaum zu überschätzende Rolle. Aber auch *biblische Texte und Traditionen* laden zu immer neuen Entdeckungsreisen in verschiedenen Altersstufen und Familiensituationen ein und bieten breite *Identifikationsflächen* und jede Menge an *Identifikationsfiguren* für alle Familienmitglieder.

Schließlich ist ein evangelisches Familienverständnis durch eine Art *»Offenheit nach vorne«*, in die Zukunft hinein, gekennzeichnet. Weder eine Familie an sich noch irgendeines ihrer Mitglieder ist zu Lebzeiten jemals *fertig* mit der eigenen Entwicklung. Die Offenheit und der Blick in die Zukunft sind vom *Vertrauen auf Gottes Zusage* umschlossen, dass er *selbst mitgeht* auf der weiten Fahrt durch das Leben.

Um es abschließend ganz herkömmlich zu formulieren: Ein evangelisches Familienverständnis ist durch *christliche Liebe, christliche Freiheit, christlichen Glauben* und *christliche Hoffnung* charakterisiert.

2.6. Familie als Lebensgewinn, Last und Freude

Drei kurze Gedanken zum Schluss.

Zweifellos ist Familie ein *Lebensgewinn*. Nach meinem Eindruck ist sie eine Voraussetzung zur *Entfaltung des Menschen als Person*. Gerade das *Unverfügbare* hat seinen besonderen Reiz. »Es muss doch *mehr als alles* geben«¹⁹.

Die eigene Familie ist nicht nur ein unverfügbares Geschenk, sondern auch eine *Last*. Verzicht, Kompromisse, Sorgen – all dies gehört offenbar zur *Indienstnahme durch Gott* hinzu.

Aufs-Ganze-gesehen-bedeutet-eine-Familie-immense Freude! Vielfalt der Kommunikation, Aus-

tausch zwischen verschiedenen Generationen, *zugleich in Eltern und/oder Kindern mitzuleben –* *welch sinnstiftende Herausforderung und* *welch enorme Befriedigung* wird uns durch die Familie geschenkt!²⁰

Anmerkungen:

¹ Aus natürlichen Gründen, wie Bischof Huber in seiner Rede in der Französischen Friedrichstadtkirche zu Berlin am 28.03.2006 erläuterte.

² In diese Richtung z.B. R. ANSELM, *Verständnis*, 39f; mehr noch G. ROBBERS, *Ehe*.

³ B. MUTSCHLER, *Jakob*, 13.

⁴ Mk 12,28–34 parr. Mt 22,34–40 und Lk 10,25–28. In der Markusversion bestätigt der Schriftgelehrte Jesus, in der lukianischen Version Jesus den Gesetzeslehrer.

⁵ Vgl. die siebte Strophe des Pfingstliedes »Zieh ein zu deinen Toren«, EG 133,7.

⁶ Vgl. nur das Kirchenlied »Der du die Zeit in Händen hast«, EG 64.

⁷ Nach 1 Tim 3,15 ist das »Haus Gottes« »die Gemeinde des lebendigen Gottes, Pfeiler und Fundament der Wahrheit«.

⁸ Eph 1,22; 4,15; 5,23; Kol 1,18; 2,10.19.

⁹ S. z.B. Lk 22,24–30, dazu B. MUTSCHLER, *Antworten*, passim.

¹⁰ So der Titel eines Buches von W. HUBER (2006).

¹¹ Gen 2,24, von Jesus zitiert in Mk 10,7f par Mt 19,5, ferner in Eph 5,31; s. außerdem 1 Kor 6,16.

¹² Gen 1,28, aufgegriffen in 9,1.7, ferner in 47,27; Ex 1,7; s. außerdem Gen 6,1.

¹³ Vgl. dazu M. LUTHER, *Freiheit eines Christenmenschen*, 38,6–10 (WA) bzw. 263 (Insel-Ausgabe): »Aus dem allen folgt der Satz, daß ein Christenmensch nicht in sich selbst lebt, sondern in Christus und seinem Nächsten – in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben steigt er über sich hinaus zu Gott; aus Gott steigt er unter sich hinab durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und in der göttlichen Liebe.«

¹⁴ Vgl. die vom Rat der EKD herausgegebene *Stellungnahme Gottes Gabe und persönliche Verantwortung*, 66.

¹⁵ B. MUTSCHLER, *Jakob*, 13.

¹⁶ »Die Wahrheit wird euch frei machen«, Joh 8,32, zugleich Leitspruch der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau; s. auch Joh 8,36.

¹⁷ Vgl. nur Ex 12,26f; 13,8.14–16; Dtn 6,20–25 (vgl. 26,5–9); Jos 4,6f; ferner *Luthers Aufgabenzuweisung an den »Hausvater«* (paedagogus) im Kleinen Katechismus: M. LUTHER, *Katechismus*, 507,36; 510,26; 512,16; 515,21; 519,375; 522,23 (nach BSLK).

¹⁸ Ein engagiertes Plädoyer und zugleich eine Anleitung dafür legt F. SCHWEITZER, *Recht*, passim vor.

¹⁹ So ein Buchtitel von D. SÖLLE (1992).

²⁰ Von Lee Iacocca, dem ehemaligen Vorstandsvorsitzenden und »Retter« von Chrysler, ist das Bonmot überliefert: »Ja, ich habe Karriere gemacht. Aber neben meiner Familie erscheint sie mir unbedeutend.«

Literatur

Anselm, Reiner: *Ein evangelisches Verständnis von Familie*; in: »Familie – von der Bedeutung und vom Wandel einer elementaren Lebensform«. Bericht von der Klausurtagung der Bischofskonferenz der VELKD vom 7. bis 10. März 2009 in Güstrow (TVELKD 151). Hannover: Amt der VELKD 2009, 37–46.

Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers. Mit Apokryphen. Revidierte Fassung von 1984. (Hgg.) Evangelische Kirche in Deutschland/Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft 1985.

Huber, Wolfgang: *Familie haben alle*. Berlin: Wichern 2006.

Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.): *Gottes Gabe und persönliche Verantwortung. Zur ethischen Orientierung für das Zusammenleben in Ehe und Familie. Eine Stellungnahme der Kammer der EKD für Ehe und Familie. Im Auftrag des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland herausgegeben vom Kirchenamt der EKD*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1998.

Luther, Martin: *Der kleine Katechismus. Catechismus minor*; in: BSLK. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998, 499–542.

Luther, Martin: *Von der Freiheit eines Christenmenschen* (1520); in: WA 7, Weimar 1897, (12–)20–38; ebenfalls in: *Martin Luther Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Karin Bornkamm und

Gerhard Ebeling. Bd. 1: *Aufbruch zur Reformation*. Frankfurt am Main: Insel 1983.


Mutschler, Bernhard: *Jakob und seine Patchworkfamilie. Warum sich das Familienbild der Bibel für Idealisierungen nicht eignet*; in: *Evangelisches Gemeindeblatt für Württemberg* 103 (2008/34, 24. August) 12f.

Mutschler, Bernhard: *Theologische Antworten aus Lk 22,24–30 (Rangstreit der Jünger) auf die Frage: Was bedeutet »Evangelisch – Diakonisch«?*; in: *Evangelisch – Diakonisch*. (Hgg.) Richard Edtbauer und Alexa Köhler-Offierski in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Puch und Wilhelm Schwendemann (*Evangelische Hochschulperspektiven* 4). Freiburg im Breisgau: FEL Verlag Forschung – Entwicklung – Lehre 2008, 31–47.

Robbers, Gerhard: *Ehe und Familie in evangelischer Sicht*; in: *Ehe und Familie unter veränderten Rahmenbedingungen* (EGTSK 25). (Hgg.) Heiner Marré, Dieter Schümmelfeder und Burkhard Kämpfer. Münster: Aschendorff 2001, 81–91.

Schweitzer, Friedrich: *Das Recht des Kindes auf Religion. Ermü-tigungen für Eltern und Erzieher*. Gütersloh: Kaiser/Gütersloher 2005.

Sölle, Dorothee: *Es muß doch mehr als alles geben. Nachdenken über Gott*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1992.

Zürcher Bibel: *Zürcher Bibel 2007*. Zürich: Verlag der Zürcher Bibel beim Theologischen Verlag Zürich 2007. 

Merkmale familienbezogener Arbeit in drei Landeskirchen. Forschungsergebnisse aus dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD

Von Sabrina Johann

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, *Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD*. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Kirche kommt ohne Familien nicht aus. Familien sind zentraler Bezugspunkt kirchlicher Arbeit, weil in ihr das Religiöse tradiert wird. In ihnen wird Glaube, religiöse Kommunikation und Haltung eingeübt. So könnte es sein; so sollte es sein. Die Frage ist, ob wir als Kirche diese Angewiesenheit auf Familien in den letzten Jahren zuweilen aus dem Blick verloren haben.

Offensichtlich ist, dass die Strukturen im kirchlichen Arbeitsfeld Familie vielfältig sind. Familie dockt als Querschnittsthema an vielen Punkten an. Wie dies genau aussieht, das ist wenig untersucht, erst recht nicht vergleichend dargestellt worden. Diesem Themenfeld widmet sich die

Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI), die die Psychologin Sabrina Johann im Rahmen der Fachtagung »Familien stärken in evangelischer Perspektive« Anfang Februar in Eisenach vorgestellt hat.

Zentrale Fragen waren: Welche Akteure sind vor Ort aktiv? Wie nehmen sie sich wahr? Und wo gibt es Lücken? An welchen familienbezogenen Themen arbeiten die Landeskirchen aktuell, und welche Ideen werden entwickelt, um Familien in evangelischer Perspektive zu stärken? Die Befragung fand statt in der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM), der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) und der Evangelischen Landeskirche in Württemberg (ELK-Wü).

Hypothesen

1. Das Arbeitsfeld Familie ist durch viele unterschiedlich strukturierte Akteure bestimmt.

Gleichzeitig ist die Versäulung stark ausgeprägt. Beides führt zur Unübersichtlichkeit und zuweilen zur geringen gegenseitigen Wahrnehmung der Akteure.

2. Eine differenzierte Betrachtung von Familien im Hinblick auf Familienformen und ihre Bedürfnisse wird noch nicht überall aufgegriffen. Zudem gibt es große Unterschiede zwischen Landeskirchen, Kirchenkreisen und Gemeinden.
3. Familienbezogene Arbeit ist überwiegend auf Familien mit kleinen Kindern ausgerichtet. Familien mit jugendlichen oder erwachsenen

Kindern werden nur selten gezielt in den Blick genommen.

Zur Überprüfung dieser Hypothesen haben wir mit Mitarbeitenden aus verschiedenen Bereichen der familienbezogenen Arbeit gesprochen. Landeskirchliche Referentinnen und Referenten, Beauftragte aus Kirchenkreisen oder regionalen Diakonischen Werken wurden ebenso befragt wie Leitende von Familienzentren, Familien-Bildungsstätten oder Mitarbeitende von Beratungsstellen. Strukturierte Interviews schlossen sich an, und schließlich wurden je 15 Personen zu einer dreistündigen Fokusgruppendifkussion eingeladen. Diese wurde aufgezeichnet, transkribiert und ausgewertet.

A: Heterogenität

Feststellen lässt sich die Heterogenität des Arbeitsfeldes Familie in Bezug auf Trägerschaften, Rechtsformen, Finanzierungsmodelle und die strukturelle Verankerung. Besonders deutlich wird sie bei den Landesarbeitskreisen der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen. Eingetragene Vereine finden sich ebenso wie unselbstständige landeskirchliche Werke. Mancherorts ist die Arbeit kaum finanziell gesichert, andernorts ist die Ausstattung gut.

Als Querschnittsthema leidet die familienbezogene Arbeit per se unter vielen parallelen Zuständigkeiten. Die Arbeit mit Familien hat stets eine Bildungskomponente, ist eng verwoben mit der Gemeindeentwicklung, mit der Beratungsarbeit, mit Migrationsarbeit und anderen Themen.

Zuweilen ist die innerkirchliche Kommunikation schwach ausgeprägt. Das belegt beispielhaft folgende Aussage einer Gemeindemitarbeiterin:
»Was es alles gibt, erfahre ich ja als normaler Kirchenangehöriger gar nicht. Ich wundere mich

ein bisschen, dass da gar nichts ankommt von dem, worüber sich ja offensichtlich Gedanken gemacht wird.« Befragt nach den Zuständigkeiten in der Landeskirche fielen die Antworten höchst unterschiedlich aus. Zudem wurden Personen, nicht Strukturen benannt und nicht immer diejenigen, die im Sinne des Arbeitsauftrages zuständig sind.

Vielfach nehmen Akteure aus verschiedenen Feldern der familienbezogenen Arbeit einander kaum wahr. Während der Kirchenvorstand über die Einrichtung einer Krippe oder die Öffnung der KiTa bis 15 Uhr diskutiert, geht es in einer Beratungsstelle darum, wie zwei Kinder einer Alleinerziehenden, die hochschwanger ist und ein Alkoholproblem hat, versorgt werden. Weder ist dem Kirchenvorstand Ignoranz vorzuwerfen – er macht sich gezielt Gedanken um das Wohl der Familie – noch ist der Beratungsstelle eine Dramatisierung der Lage der Familien zu unterstellen, denn die Verantwortlichen begegnen täglich konfliktbeladenen Familien.

B: Beiräte, Netzwerke, Kooperationen

Was eine gemeinsame landeskirchlich übergreifende Strategie etwa für die Stärkung von Familien so schwierig macht, sind die gänzlich verschiedenen Strukturen im Arbeitsfeld. Nicht nur arbeiten verschiedene Akteure an verschiedenen Themen – auch die Arbeitsformen sind höchst unterschiedlich.

In Mitteldeutschland sind zwei Landesarbeitskreise der eaf tätig. Außerdem ist der CVJM stark in der familienbezogenen Arbeit engagiert. Im Beirat für familienbezogene Arbeit sind viele der Akteure zusammengeschlossen. Die Zusammenarbeit von Landeskirche und Diakonie ist zumeist gut. Die Struktur der Kinder- und Jugendpfarrämter ist besonders, aber nicht flächendeckend vorhanden.

In Hessen-Nassau hat der Landesarbeitskreis der eaf aufgrund schwieriger Rahmenbedingungen einen schweren Stand. Neben dem Fachausschuss Familie gibt es die Fachgruppe Familienbildung. Insgesamt ist die inhaltliche Arbeit der Landeskirche in sechs Zentren organisiert. Die Fach- und Profilstellen in den Kirchenkreisen arbeiten mit eigenen Schwerpunkten, zuweilen ist Familienbildung der Schwerpunkt.

In der Württembergischen Landeskirche schließlich ist die eaf eng verbunden mit der Landesarbeitsgemeinschaft der Familien-Bildungsstätten (LeF). Diese wiederum ist Teil der Evangelischen Erwachsenen- und Familienbildung (eaew), zu der auch die Arbeitsstelle Familie gehört, die gemeinsam mit Gemeinden und Familienzentren die familienbezogene Arbeit weiterentwickelt.

Festzuhalten ist, dass die Beiräte und Fachausschüsse ihre Wirkung auf landeskirchlicher Ebene entfalten. Einzelne Mitglieder dieser Beiräte fungieren offenbar als Schlüsselpersonen zwischen den verschiedenen Handlungsebenen.

In allen drei Landeskirchen erfolgte zu Beginn der Arbeit eine detaillierte Analyse der strukturellen Lage und der inhaltlichen Herausforderungen. Es liegen folgende Impulspapiere vor:

Mitteldeutschland: Im Blickpunkt Familie

Hessen-Nassau: Zur Stärkung einer familienorientierten Kirche

Impulspapier zur Arbeit mit und für Familien

Württemberg: Kirchengemeinden – Orte für und mit Familien

Anregungen für den Kirchengemeinderat

Des Weiteren fällt die starke Versäulung im Arbeitsfeld auf. Strikt sind die Säulen der Arbeit mit Kindern, mit Jugendlichen und der Arbeit mit Eltern oder Senioren voneinander getrennt. Eine Orientierung an den Bedürfnissen von Familien als Ganzen gibt es kaum. Das zeigt sich bis hinein in die Dienstanweisungen. Bei einer halben Stelle in der Jugendarbeit mit 20 Prozent soll eine Mitarbeiterin noch für Familienarbeit zuständig sein? Das ist schlicht unrealistisch.

Eine zunehmende Familienorientierung beobachten wir bei den Kinder- und Jugendpfarrämtern in Mitteldeutschland oder in der Anpassung der Arbeitsaufträge für Gemeindepädagoginnen und -pädagogen. Besonders konsequent hat der Kirchenkreis Wittenberg diesen Prozess verfolgt. Über mehrere Jahre entwickelten die Verantwortlichen gemeinsam mit den Berufsgruppen die Berufsbilder weiter. In Württemberg wird die familienbezogene Arbeit der Kirchengemeinden besonders wertgeschätzt. Seit einigen Jahren wird dort der Preis für familienfreundliche Gemeinden vom Landesbischof verliehen.

C: Familienbild und Familienformen

Bischof Wolfgang Huber forderte in seiner programmatischen Rede von 2006, dass das Nachdenken über Familie eine evangelische Perspektive brauche. Darüber, wie diese evangelische Perspektive aussehen kann, wird in den drei Landeskirchen kontrovers diskutiert. Besonders um die Frage nach einem evangelischen Familienbild wird gerungen.

Auf der einen Seite wird für eine Klärung des Familienbegriffs sowie des explizit evangelischen Verständnisses von Familie plädiert. Mehr kircheninterner Diskurs zum Themenfeld Familie, Ehe und Erziehung sei nötig. Auf der anderen Seite wird gefordert, weniger über die Begrifflichkeit zu sprechen und mehr über die Herausforderungen der Familien in der täglichen Arbeit. In

der Beratung spiele es keine Rolle, welches Familienbild man allgemein festlege.

Als Schlüsselfrage erweist sich die Frage nach den Familienformen. Konsens scheint zu sein, dass Familie »Nicht mehr nur Kernfamilie« sei und sein könne. Wer vor allem jenes Modell der Kernfamilie im Blick habe – zwei miteinander verheiratete Eltern mit leiblichen Kindern – der sei im Grunde realitätsfern. Hinter die Beschreibung der Heterogenität von Familienformen will tatsächlich heute niemand mehr zurück. Gleichwohl ist festzuhalten, dass ein Großteil der Kinder unter 18 Jahren bei beiden leiblichen Eltern gemeinsam aufwächst.

Besonders eine Gruppe kommt hierbei in den Blick: Alleinerziehende. In den Gruppendiskussionen werden sie als besonders belastete Gruppe beschrieben. Die Themen Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Gestaltung der gemeinsamen Familienzeit und die besondere Armutsgefährdung der Kinder werden im Zusammenhang genannt. Alleinerziehende sollen nicht ausgegrenzt werden. Man möchte deutlich machen, dass sie zusammen mit ihren Kindern ebenfalls Familie sind.

Insbesondere Familienzentren scheinen die Situation Alleinerziehender aufzugreifen und bieten Unterstützungs- und Beratungsangebote und gestalten Angebote so, dass sie von Alleinerziehenden genutzt werden können. Die Entwicklung ist aber nach wie vor in den Anfängen begriffen. Ansatzpunkte zur Überwindung der konzeptionellen Ratlosigkeit bietet etwa eine Broschüre der »Arbeitsgemeinschaft für allein erziehende Mütter und Väter« und des Bundesverbandes der Diakonie von 2006. Unter dem Titel »Damit das Fest zum Fest wird« werden Anregungen und Ideen zum Feiern von Festen in Einelternfamilien gegeben.

Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD hat 2006 das Taufverhalten Alleinerzie-

hender untersucht. Gerade weil die Taufe ein Stück Schutz, Sicherheit und Wegbegleitung in einer sonst oft unsicheren Lage bedeutet, wird sie hoch geschätzt. Allerdings setzen viele Alleinerziehende den Wunsch nach der Taufe ihres Kindes nicht um. Gezeigt werden konnte, dass die vermeintlichen Erwartungen der Gemeinde an die Tauffamilie, bestehend aus Vater, Mutter und Kind, aber auch die eigenen Rollenerfahrungen die Entscheidung für die Taufe oftmals blockieren. Es wäre zu überprüfen, ob die gängige Taufpraxis bestimmte Familien von vornherein ausgrenzt und wie dies in Zukunft vermieden werden kann.

Interessanterweise wurden die Themen Trennung und Scheidung in keinem Gespräch explizit erwähnt. »Für Familien werben heißt für gelingende Paarbeziehung werben«, formulierte es eine teilnehmende Person. Die kirchliche Verantwortung gegenüber Familien ernst nehmen hieße eben, Paare mit Kindern zu stärken und einen Beitrag dazu zu leisten, dass Eltern sich nicht trennen und alleinerziehend werden. Ob die Ehe dabei besonders im Blick sein sollte, wurde jedoch äußerst kontrovers diskutiert.

D: Familienphasen

Die familienbezogene Arbeit in den drei untersuchten Landeskirchen weist eine deutliche Zentrierung auf die frühe Familienphase auf. Klassischerweise sind Kinder bis zur Grundschule im Blick. Für die älteren Kinder ist dann die Jugendarbeit zuständig. Auch die Konfirmandenarbeit wird nur in seltenen Fällen als Familienarbeit begriffen. Familiengottesdienste leiden zuweilen darunter, so eine Referentin, dass sie Kindergottesdienste mit Eltern als Zuschauern seien. Familien, in denen Kinder ihre alten Eltern zu Hause versorgen, werden allenfalls erwähnt. Ähnliches gilt für die Phase mit pubertierenden Kindern. Sowohl ein bayrischer Elternkurs als auch die eaf auf ihrer letzten Jahresmitgliederversammlung haben erste Schritte zur Veränderung unternommen. Anders sieht es mit dem Einbezug von fitten Großeltern aus. Besonders durch Projekte etwa in

Kitas ist diese Gruppe in den letzten Jahren deutlicher von den evangelischen Einrichtungen wahrgenommen worden.

Auf die Familienzentren werden große Hoffnungen gesetzt. Erklärtes Ziel vieler evangelischer Familienzentren ist die bessere Vernetzung im Stadtteil oder der Region sowie die niedrigschwellige, generationenübergreifende Ansprache von Familien. Eine Teilnehmerin formuliert, dass es »mit den Angeboten von Kita, Familienzentren (...) kein Imageverlust [mehr sei], wenn man jetzt zu einem Familiengottesdienst mit seinem Kind [geht], das gerade im Kindergarten ist«. Zugleich wird betont, dass ein evangelisches Familienzentrum eine geistliche Leitung brauche und als kirchliches Angebot erkennbar bleiben sollte.

E: Religiöse Sozialisation

Eine unerwartete Erkenntnis aus dem Forschungsprojekt ist, dass es sehr wenige Angebote zur religiösen Sozialisation im familiären Alltag

gibt. Nur vereinzelt haben wir Arbeitshilfen oder Seminare gefunden, die dies thematisieren. Selbst in Programmen vieler evangelischer Familien-

Bildungsstätten haben wir von wenigen Ausnahmen abgesehen kaum Angebote in dieser Richtung entdecken können. Konkrete Seminare oder Kurse zu religiösen Ritualen im Familienalltag, zum Gespräch mit Kindern über religiöse Fragen oder darüber, wie Vergebungsbereitschaft in Familien gelebt werden kann, scheinen nicht auf der Agenda zu stehen.

In den Alltag von Kindertagesstätten oder Familien-Bildungsstätten konnten wir aus Ressourcen-

gründen allerdings keinen näheren Einblick nehmen. Möglich auch, dass religiöse Elemente in den Angeboten der Familien-Bildungsstätten implizit eine Rolle spielen, etwa beim Tischgebet im Rahmen eines Kochkurses. Die Frage aber bleibt: Warum gibt es kaum explizite Angebote zur religiösen Sozialisation in Familien? Liegt tatsächlich mangelndes Interesse vor? Spielt die Unsicherheit im kirchlichen Reden über Familien eine Rolle?

Fazit

Das Arbeitsfeld Familie in den drei Landeskirchen ist durch zahlreiche Akteure mit unterschiedlichen Aufträgen und eine starke Versäulung bestimmt. Die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen, Erwachsenen und Älteren findet häufig ohne direkten Bezug zueinander statt. Erste Ansätze zum Aufbruch jener Säulen konnten wir beobachten.

Die untersuchten Landeskirchen sind sich darüber im Klaren, dass sie sich auf die Bedürfnisse der sich ändernden Familienformen einstellen müssen. Besonders an Alleinerziehende wird gedacht. Einige Befragte beklagen unreflektierte Angebotsformen für Familien, die einseitig an der klassischen Kernfamilie ausgerichtet sind. Um die Formulierung eines evangelischen Verständnisses von Familie wird gerungen – gleichzeitig wird der Wert eines gemeinsam definierten evangelischen Familienbildes für das praktische Handeln infrage gestellt.

Familienbezogene Arbeit in den untersuchten Regionen ist weitgehend auf die frühe Familienphase ausgerichtet. Diese Ausrichtung ist in Dienstanweisungen und Berufsbildern verankert. Gezielt wird versucht, Familien generationenübergreifend in den Blick zu nehmen. Evangelische Familienzentren haben hierbei eine besondere Chance.

Angebote zur religiösen Sozialisation in Familien sind selten. Denkbare Ursachen sind vielfältig und müssen weiter untersucht werden.

Kirche leistet an vielen Stellen weitaus mehr, als nach außen – und zum Teil nach innen – sichtbar wird. Sie könnte Familien noch mehr Raum bieten, wenn es ihr gelingen würde, sich weiter zu öffnen – und die eigene Praxis auf die Familienfreundlichkeit hin zu befragen.

Perspektiven

Wie könnten Familien künftig in Kirche und Diakonie weiter gestärkt werden? Einige Visionen der Befragten:

Von einem EKD-Familienbüro war die Rede als erster Anlaufstelle für alle Anliegen, die dann weitervermittelt werden. Klar benannte Familienbeauftragte in den Landeskirchen, die ausreichende Ressourcen hätten, sich dem Thema zentral zu widmen, wären ebenfalls hilfreich. Die landeskirchlichen Beiräte seien als vernetzende Instanzen ideal. Ihre Mitglieder könnten Knotenpunkte für weitere Netzwerke auf den anderen Handlungsebenen sein.

Schließlich wird dafür plädiert, Diakonie und Gemeinde weiterhin gezielt näher zusammenzubringen. »Vielleicht«, so ein Familienzentrumleiter, »wäre eine tageweise Hospitation der Mitarbeitenden bei anderen evangelischen Einrichtungen im Vorfeld von Neugründungen von Familienzentren denkbar, um die gegenseitige Wahrnehmung und Wertschätzung zu stärken.«

Die differenzierten Bedürfnisse von Familien sichtbar zu machen, ist eine zentrale Aufgabe, um Familien auch künftig zu stärken. Als evangelische Kirche sollten und können wir mit gutem Beispiel vorangehen. **D**

Wie Gemeinden Familien Raum geben

Von Prof. Dr. Michael Domsgen

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Die mir gestellte Thematik klingt beim ersten Hören harmlos. Gemeinde, Familie, Raum, das sind Begriffe, die immer dann, wenn es um Kirche geht, zusammenzugehören scheinen. Allerdings wird diese harmonische Zusammenstellung empfindlich gestört, wenn man etwas genauer daraufschaut. Gemeinde und Familie sind nämlich nur dann aufeinander zu beziehen, wenn bestimmten Prämissen zugestimmt wird. Geschieht das nicht, werden sowohl Gemeinden keine Veranlassung sehen, Familien Raum zu geben, als auch umgekehrt Familien nicht auf die Idee kommen, in den Gemeinden Raum zu suchen.

Familie und Gemeinde sind systemtheoretisch betrachtet soziale Systeme. Gemeinsam ist beiden, dass sie durch die Interaktion mindestens zweier personaler Systeme entstehen. Unterschieden sind sie jedoch durch die Form der Interaktion, wir könnten auch sagen durch die jeweilige Binnenlogik, in der die personalen Systeme miteinander verbunden sind. Familie und Gemeinde

1. Warum eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

Das Familienthema hat in letzter Zeit eine erfreuliche Resonanz gefunden. Auch die Kirchen haben die Zeichen der Zeit erkannt und nehmen sich dieser Thematik an. Allerdings ist dabei zu beobachten, dass die Begründungszusammenhänge nicht immer offengelegt werden. Familie und Kirche werden als aufeinander verwiesen beschrieben. Dies wird einfach konstatiert, wobei oft auch noch die Ehe in einem Atemzug genannt wird. Damit erhält das Familienthema schnell eine normative Grundnote – vor allem in sozial-ethischer Hinsicht. Dies jedoch greift zu kurz, weil grundlegende Gestaltungsspielräume nicht ausreichend in den Blick treten.

Typisch für einen praktisch-theologischen Zugriff auf die hier-zu-bedenkende Thematik ist ein doppelter Begründungszusammenhang.¹ Sowohl in

sind somit nicht nur friedlich, schiedlich nebeneinander existierende soziale Systeme, sondern können auch in Konkurrenz und Konflikt zueinander geraten. Das ist dann der Fall, wenn die jeweiligen Interaktionsformen nicht zueinander passen, wenn es ungesunde Unterordnungen des einen Systems unter das andere gibt oder wenn es durch die Begegnung der Systeme zu deutlichen Verstörungen der jeweiligen Binnenlogik kommt. Familie und Gemeinde können sich jedoch auch in guter Weise ergänzen. Das geschieht dann, wenn die Interaktionsformen miteinander harmonisieren und sich in komplementärer Weise ergänzen oder verstärken.

Gemeinde und Familie miteinander verbinden zu wollen, ist also ein riskantes Unternehmen, weil nicht von vornherein gesagt werden kann, ob sich die jeweiligen Binnenlogiken miteinander vertragen. Wer dennoch nach einer Verbindung von Familie und Gemeinde sucht, sollte triftige Gründe dafür haben. Dem will ich in einem ersten Schritt nachgehen. Außerdem sollte klar sein, welches Ziel bei alledem im Blick ist. Das soll in einem zweiten Schritt bedacht werden. Schließlich ist noch die Frage nach dem Modus der Begegnung von Familie und Gemeinde zu reflektieren. Das ist das Thema des dritten Abschnitts. Zunächst aber zuallerst einmal die Frage: Warum eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

humanwissenschaftlicher wie in theologischer Perspektive sind Themen zu verantworten. Bei dem mir gestellten Thema kommt hinzu, dass die Verhältnisbestimmung von Familie und Gemeinde entweder primär bei der Familie oder aber bei der Gemeinde ansetzen kann. In beiden Fällen lassen sich in pädagogischer wie theologischer Perspektive Gründe formulieren, die einen Bezug von Familie und Gemeinde angezeigt erscheinen lassen.

Wenn Gemeinden also Familien Raum geben wollen und sollen, dann kann das zum einen stärker mit Blick auf die Familien und ihre allgemeinen Bedürfnisse erfolgen, übersetzt in kirchliche Sprache: aus dem öffentlichen Auftrag der Kirche mit der damit gegebenen Verantwortung für gelingendes Aufwachsen aller Menschen

(Stichworte: Persönlichkeitsentwicklung und Gemeinwesenorientierung). Zum anderen kann der Blick stärker auf den Gemeinden liegen mit ihren speziellen Anliegen der Weitergabe des christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang und der Entwicklung der christlichen Gemeinde (Stichwort Gemeindeorientierung).

Beide Schwerpunktsetzungen sind jeweils theologisch und pädagogisch gut begründbar. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig. Um der gedanklichen Klarheit willen sollen sie dennoch unterschieden werden.

1.1 ... stärker aus der Perspektive der Familien her denkend, Stichwort: Gemeinwesenorientierung

Die Menschwerdung des Menschen ist ein Prozess, der ein ganzes Leben lang dauert und von verschiedenen Faktoren bestimmt wird. Nimmt man sie unter theologischer wie unter pädagogischer Perspektive in den Blick, kommt dem Bildungsbegriff eine große Bedeutung zu. Bildung »umfasst den lebenslangen, prinzipiell offenen Prozess der Subjektwerdung des Menschen. Subjektwerdung vollzieht sich in Individualität, Sozialität und Mitkreatürlichkeit², so formuliert es Peter Biehl treffend. Damit sich Menschen ein Leben lang selbst bilden können, bedarf es grundlegender gesellschaftlicher, kultureller und politischer Voraussetzungen, die Kirche im Blick haben muss, wenn sie ihrer Bildungsaufgabe gerecht werden will. Es gehört zur gesellschaftlichen Verantwortung der Kirche, daran mitzuarbeiten, dass die Grundlagen für gelingende Bildung erhalten bleiben oder – so noch nicht gegeben – geschaffen werden.

Damit weitet evangelische Kirche ihre Wahrnehmungsperspektive. Sie schaut nicht nur auf die explizit religiösen Aufgaben (z.B. die liturgischen und kerygmatischen) und widmet sich deren Gestaltung, sondern wendet sich im Rahmen ihrer öffentlichen Verantwortung den Fragen der Persönlichkeitsentwicklung der Menschen in der Gesellschaft insgesamt zu. Damit stellt sie sich in eine Reihe mit anderen öffentlichen Institutionen, die hier unterstützend wirken. Zugleich tut sie es in eigener Weise. Denn nach christlichem Verständnis ist der Mensch erst dann hinreichend als Mensch erfasst, wenn er in seinem Gottesbezug wahrgenommen wird. Bildung wird nicht nur als Vorgang zwischen Menschen, sondern zwischen Mensch und Gott verstanden.

Dass ein Engagement für die Unterstützung der Persönlichkeitsentwicklung dringend geboten ist, zeigen die Ergebnisse empirischer Bildungsforschung (z.B. PISA). Zwischen familiärer Herkunft und vorhandenen Bildungschancen gibt es einen deutlich wahrnehmbaren Zusammenhang. Kinder aus sozial schwächer gestellten Familien haben zumeist wesentlich geringere Chancen, die in ihnen wohnenden Potenziale zur Entfaltung zu bringen.

Dies kann einer evangelischen Kirche nicht gleichgültig sein. Deshalb wird sie sich auch in gesellschaftspolitischer Perspektive einzubringen haben, z.B. mit einem familienpolitischen Engagement für bessere gesellschaftliche Rahmenbedingungen von Familien. Gleichzeitig weiß sie um die Potenziale, die Familien bergen. Die von ihnen erbrachten Leistungen sind grundlegend für das Funktionieren der Gesellschaft. Ohne die familial geschaffenen »gemeinsamen Güter« kann auch unsere Gesellschaft nicht aufrechterhalten werden.

1.2 ... stärker von den Gemeinden her denkend, Stichwort: Gemeindeorientierung

Christliche Gemeinde will neben der Unterstützung der Persönlichkeitsentwicklung insgesamt im Besonderen den christlichen Glauben stärken und entwickeln helfen. Dabei kommt der Weitergabe des Glaubens zwischen Generationen eine besondere Bedeutung zu.

Unter dieser Perspektive ist daran zu erinnern, dass die Beziehungen unter den Familienmitgliedern als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung dienen, indem diese in den Kategorien von »Vater«, »Mutter« oder »Bruder« beschrieben und damit anschaulich werden. Wer der Familie in den Gemeinden Raum gibt, nimmt auf, dass die Beziehungen in der Familie in besonderem Maße dafür geeignet zu sein scheinen, das Verhältnis Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Gleichzeitig wird damit markiert, dass die menschliche Grunderfahrung, unbedingt erwünscht und angenommen zu sein, in der Regel eine wichtige Grundlage für die Herausbildung einer christlichen Religiosität bildet.

Unter pädagogischer Perspektive ist darauf hinzuweisen, dass die in der Kindheit vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster ein Leben lang relevant bleiben und niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden können. So wird beispielsweise auch Religiosität

im Allgemeinen und insbesondere in ihrer kirchlich bestimmten Ausprägung stark durch das Elternhaus bestimmt. Selbst dann, wenn Personen erst im Erwachsenenalter zu einer intensiven religiösen Praxis finden, geht das oftmals mit Kindheitserfahrungen mit Religion einher. Dementsprechend klar formuliert das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD in seiner ersten These unter der Überschrift »Konzentration auf die Zukunft!«: »Wer

2. Wozu eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

Familiales Leben ist als eigenständiger Wert zu respektieren und zu würdigen. Familie darf also nicht funktionalisiert werden, beispielsweise indem sie lediglich unter dem Gesichtspunkt der »Sicherung der Humanressourcen« (in gesellschaftlicher Perspektive) oder der Mitgliedererziehung (in kirchlicher Perspektive) Berücksichtigung findet. Vorwiegend in der Familie werden beispielsweise Selbstwertgefühl, eine positive Lebenseinstellung und soziales Verhalten ausgebildet. All das ist grundlegend für gelingende Bildung und für die Ausübung von Religion. Deshalb liegt das Ziel in der Stärkung der Familienbeziehungen und der Förderung der Persönlichkeit der einzelnen Familienmitglieder.

Aus einer solchen Grundlegung ergibt sich ein praktisch-theologischer Gestaltungsspielraum. Bei einer so orientierten Familienarbeit rücken die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander in das Blickfeld des Interesses, wobei das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität zu beachten ist. Weniger geht es in normativer Weise um die Frage nach bestimmten Familienformen. Eine christliche Gemeinde, die Familienraum geben will, wird deshalb unter der hier skizzierten Perspektive vor allem zwei Felder bedenken:

- die Stärkung der Familienbeziehungen im Sinne von Verlässlichkeit, Verfügbarkeit und Vertrauen insbesondere der Mütter und Väter (und weiterhin auch anderer Erwachsener wie Großeltern und Paten) im Verhältnis zu ihren Kindern (Wir-Orientierung) sowie
- die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung der einzelnen Familienmitglieder (Ich-Orientierung).³

Indem sich Kirche in dieser Weise der Familie zuwendet, ergibt sich ein für die Kommunikation des Evangeliums grundlegender Anknüpfungspunkt. Denn die Familie steht bei heutigen Men-

in seinem Leben nicht frühzeitig als Kind oder spätestens als Jugendlicher mit Kirche, Religion und Glauben in Berührung kommt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum eine Chance, in späteren Lebensjahren ein positives Verhältnis zu Kirche und Religion zu entwickeln. Dies gilt über die innere Einstellung hinaus für die Beteiligung am kirchlichen Leben überhaupt und insbesondere an den Gottesdiensten.«

schen hoch im Kurs, und das nicht lediglich bei Älteren, sondern in allen Altersgruppen.

Der christliche Glaube ist eine identitätsstiftende Praxis. Dabei geht es um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich frei entfalten kann. Das geschieht nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen Bezugspersonen. Deshalb steht die angemessene Gestaltung der familialen Beziehungen im Zentrum einer christlichen Eltern- und Familienarbeit. Auch Familienbeziehungen müssen sich wandeln, um den einzelnen Familienmitgliedern Raum zur Persönlichkeitsentfaltung geben zu können. Je nach Familienphase sind die Herausforderungen verschieden. Deshalb kann es auch kein Angebot für die Familie, sondern nur Angebote für Familien geben.

Zu Beginn hat die Änderung der Wahrnehmungsperspektive zu stehen. Dies soll mit einer Doppelthese eingefangen werden: Familien(mitglieder) sollen nicht als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden. Und: Familien(mitglieder) sollen als (potenzielle) Gemeindeglieder in den Blick genommen werden. Diese Doppelthese nimmt die eingangs vorgenommene Differenzierung in der Verhältnisbestimmung von Familie und Gemeinde auf und macht deutlich, dass beide Perspektiven ihr Recht haben und nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Der christliche Glaube ist eine das ganze Leben durchziehende Dimension und darf nicht nur auf bestimmte Orte und Anlässe eingengt werden.

Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebote unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen (z.B. Hausaufgabenbetreuung, Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Unterstützung der Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben). Zielpunkt ist dann, die erzieherische Kompetenz zu stärken und das familiale Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen. Gemeindeorientierte Eltern- und Familien-

arbeit stehen primär in der Logik der Gemeinde (z.B. Familiengottesdienste) und sind auf sie bezogen. Ziel ist, die religiöse Kompetenz zu stärken und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich werden zu lassen.

Beide Perspektiven haben ihr Recht und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie können durchaus auch zusammenfallen, müssen es aber nicht. Entscheidend jedoch ist, dass die sich daraus ergebende Spannung nicht einseitig aufgelöst wird.

3. Wie eigentlich sollen Gemeinden Familien Raum geben?

3.1 Konzeptionelle Impulse

3.1.1 Familienarbeit im engeren und weiteren Sinn unterscheiden

Bisher werden Familien in den Gemeinden schwerpunktmäßig nur in einer bestimmten Familienphase in den Blick genommen. Dies ist die Phase der jungen Familien mit kleinen Kindern. Zu wenig wird dabei berücksichtigt, dass die familialen Beziehungen den Lebenslauf insgesamt bestimmen. Die Prägung der Biografie durch »lebenslange Beziehungen mit Eltern und Großeltern bei gleichzeitiger Selbständigkeit von frühster Jugend an«⁴ ist bisher gemeindlich nicht ausreichend aufgenommen worden. Zwar ist in jüngster Zeit ein verstärktes Interesse an der Herkunftsfamilie als Familie mit kleinen Kindern zu beobachten, die weiteren biografischen Prägungen durch familiäre Beziehungen sind jedoch noch zu wenig bearbeitet. Zu denken ist hier an die Bedeutung der Großeltern für die Entwicklung von Enkeln, aber auch an das Problem der Betreuung und Pflege alt gewordener Eltern.

Wer also über Räume für Familien in den Gemeinden nachdenkt, wird seine Perspektive weitens müssen, weg von der Familie mit kleinen Kindern hin zu den familialen Beziehungen. Dadurch könnte auch aufgenommen werden, dass sich für einen nicht geringen Teil von Menschen in Deutschland Familie auf ihre Herkunftsfamilie beschränkt und somit die Erfahrung des Elternseins nicht gemacht wird. Wichtig ist dabei auch, dass die Familie nicht immer als Ganzes im Blick ist, sondern auch in der Perspektive der Einzelnen, also in der Rollenbeschreibung innerhalb der familialen Beziehungen (z.B. als Mutter, Vater, Großvater oder Großmutter). Zu bedenken ist ebenfalls, dass nicht nur Kinder von ihren Eltern lernen, sondern auch umgekehrt die ältere von der jüngeren Generation.

Eine Differenzierung zwischen Familienarbeit im engeren und im weiteren Sinn läge ganz auf dieser Linie und könnte dazu helfen, unterschiedli-

che gemeindliche Handlungsfelder miteinander zu vernetzen. Familienarbeit im engeren Sinn bezieht sich auf die Familienphasen von der Familiengründung bis hin zur Selbstständigkeit der Kinder. Primär, aber nicht ausschließlich geht es dabei um das Sozialsystem als Ganzes. Traditionell liegt hier der Schwerpunkt bisheriger kirchlicher Arbeit. Familienarbeit im weiteren Sinn nimmt die Menschen in ihrer familialen Verankerung in den Blick, denn Eltern-, Kind- und Geschwister-Sein bleiben ein Leben lang prägende Kategorien, wenngleich sie in ihrer Bedeutung im Lebenslauf unterschiedlich stark gewichtet werden und inhaltlich bestimmt sind. Primär stehen die Einzelnen im Fokus. Insofern handelt es sich hier um eine Perspektive, die erweiternd zu der eben genannten hinzukommt und gleichzeitig darüber hinausweist. So lässt sich beispielsweise Seniorenarbeit unter der Familienperspektive im weiteren Sinn neu bestimmen (Großeltern-Enkel-Beziehung).

3.1.2 Die Beziehungsebene stärker gewichten

Die Familie ist ein Lernort, in dem die Beziehungen untereinander eine entscheidende Rolle spielen. Die besondere Prägekraft der Familie ergibt sich zum großen Teil daraus, dass hier vorrangig über Beziehungen gelernt wird. Das gilt auch für die Weitergabe des christlichen Glaubens. Die Explizierung christlicher Tradition ist eingebettet in die allgemeine Aufgabe, dem Kind Vertrauen zu sich und in das Leben zu vermitteln. Die »Sicherung elementarer Kindheitserfahrungen«⁵ gehört unumgänglich dazu. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden. Darüber hinaus sind Kinder jedoch darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird. Sie benötigen Wörter, Sprache, Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar macht. Dabei gilt, dass die Explizierung von Religion nicht losgelöst von der impliziten Ebene geschehen kann. Beziehungsfähigkeit und Ausdrucksfähigkeit gehören aufs Engste zusammen.

3.1.3 Die Relevanz der christlichen Überlieferung in den Mittelpunkt stellen

Familien besitzen einen »deutlichen Eigensinn«⁶. Sie rezipieren gemeindliche Angebote nur dann, wenn sie in ihre eigene Logik hineinpassen, wenn die entsprechenden Angebote für sie plausibel sind. »Und dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn Familien darin ein Unterstützungsangebot für sich selbst erkennen können. Familien sehen sich heute mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert, die sie häufig als Überlastung erfahren. Was in dieser Situation nicht als Unterstützung oder Entlastung wahrgenommen werden kann, wird deshalb leicht beiseite geschoben.«⁷

Hilfreich kann hier die Unterscheidung zwischen einer einseitigen und einer zweiseitigen Logik sein, die Michael N. Ebertz mit Blick auf die Gottesdienste beschrieben hat. Ebertz spricht von einem Doppelbezug: von dogmatischem Kirchenbezug und Bezug auf die Lebenswirklichkeit. Beides sollte miteinander verschränkt werden und darf nicht einseitig aufgelöst werden. Die Frage ist dann, »ob die kirchlichen Deutungsschemata und symbolischen Handlungen [den Menschen] helfen, zu verstehen und selbst verstanden zu werden, ob sie ihnen helfen, ihre Interaktionen fortzuführen und ihre jeweilige Lebenssituation zu bestehen, symbolisch zu markieren und fest zu begehen«⁸.

3.2 Praxisorientierte Impulse

3.2.1 Die Prägekraft gemeindepädagogischer Angebote realistisch einschätzen

Es sind vor allem zwei Aspekte – die Verlässlichkeit in Zeiten lebensgeschichtlicher Brüche sowie die Möglichkeit einer umfassenden Kommunikation –, die die Familie in besonderer Weise auszeichnen und dazu beitragen, dass sie einerseits eine außerordentliche Wertschätzung genießt und andererseits stark prägend wirkt. Beides sollte auch im gemeindlichen Handeln im Blick sein. Kompensatorische Modelle stoßen schon deshalb oft an ihre Grenzen, weil sie in der Regel nicht die Intensität erreichen können wie in der familialen Kommunikation. Auch deshalb ist es äußerst schwierig, die in der Familie erfahrenen Prägungen zu kompensieren bzw. durch weiterführende Impulse zu ergänzen. Die Gemeinde steht hier vor derselben Problemlage, wie es auch die Schulen tun. Deshalb sollte bei der Profilierung der gemeindlichen Handlungsfelder vor Augen stehen, wie begrenzt sie in ihrer Reichweite sind.

Zum anderen ist danach zu suchen, wie durch die Berücksichtigung des familialen Kontextes die Prägekraft entsprechender Angebote erhöht werden kann.

3.2.2 Milieuspezifische Verengungen wahrnehmen und zu überwinden suchen

Ein Blick auf die Rezipienten gemeindepädagogischer Angebote legt die Vermutung nahe, dass gemeindepädagogische Angebote nur noch mit ausgewählten Lebensstilen harmonieren und nur noch bestimmte Milieus erreichen. Die Familienperspektive kann hilfreich sein, solche milieuspezifischen Engführungen zu erkennen und zu benennen. An einem in puncto Familienperspektive unverdächtigen Handlungsfeld wie der Konfirmandenarbeit lässt sich das gut verdeutlichen. Die Befunde der Tübinger Konfirmandenstudie lassen darauf schließen, dass das gemeindepädagogische Angebot mehr die als traditionell geltenden Familien erreicht. Ähnliches lässt sich auch für das Feld der Kasualien vermuten. Diese kirchlichen Angebote stoßen – jenseits aller inhaltlichen Zuschreibungen – schon deshalb an ihre Grenzen, weil die klassischen Anschlussstellen in immer größer werdenden Teilen der Bevölkerung nicht mehr gegeben sind. Hinter den traditionellen Kasualien steht das Modell der permanenten Familienbeziehungen. Brüche und Scheidungen werden nicht religiös begleitet. Das jedoch schließt per se einen großen Teil der Familien – unabhängig von ihrer Einstellung zur Religion – von einer kirchlich-christlichen Begleitung ihres Lebensweges aus. Gleichzeitig herrscht vielerorts noch das Bild der »heilen« Familie vor, weshalb die steigende Zahl der Alleinerziehenden bzw. der nichtehelichen Lebensgemeinschaften eine neue Herausforderung darstellt. Sie markieren in aller Deutlichkeit, dass die althergebrachten Überschneidungen zwischen Familie und Religion nicht mehr selbstverständlich gegeben sind.

3.2.3 Vernetzend arbeiten

Die Familie hat eine große Bedeutung für die religiöse Entwicklung des Einzelnen. Allerdings ist sie nie allein wirksam. Es bedarf weiterer Impulse. Die Beziehungsorientierung in der Familie ist eine große Chance, aber auch eine große Begrenzung. Deshalb wäre es eine Überforderung, bei der Glaubensstradierung allein auf die Familie setzen zu wollen. Die Familie bildet zwar den Ort der Ersterziehung, der primären Sozialisation, doch ist sie in starkem Maße abhängig von den Einflüssen außerfamilialer Instanzen. Die Primärerziehung bedarf der Stützung durch sekundäre

Sozialisationsinstanzen, so wie die sekundären Sozialisationsfelder nicht ohne die Familie agieren können. Dabei ist jedoch zu beachten, dass »deren Wirksamkeit und Erfolg [...] in entscheidender Hinsicht davon ab[hängen], ob ihr Einfluss von der Familie bejaht und unterstützt wird oder nicht«⁹. Im schulischen Bereich wird deshalb in letzter Zeit verstärkt nach »Erziehungspartnerschaften« gerufen. Allerdings ist das »in aller Regel noch ein uneingelöstes Ideal«¹⁰. Was für die Schule zu konstatieren ist, gilt wohl erst recht für

4. Familien Raum geben – eine entscheidende, aber schwierige Aufgabe

Dass Gemeinden Familien Raum geben, ist eine grundlegende Aufgabe, die unbedingt in Angriff genommen werden muss. Gleichzeitig ist ganz deutlich zu sagen, dass dies nicht nebenher erledigt werden kann. Es geht hier nicht um ein Handlungsfeld neben anderen, sondern um eine grundlegende Orientierung. Diese betrifft das Handlungsfeld Eltern- und Familienarbeit in besonderer Weise, greift aber auch in andere Handlungsfelder mit ein. Letztlich wird hier das konkret, was wir in der Pädagogik Schülerorientierung und in der Homiletik die Orientierung an den Hörerinnen und Hörern nennen. Dabei bewegen wir uns in einer Spannung. In der Begegnung mit Gott geht es nicht um die Familie, sondern um den Einzelnen. Gleichzeitig jedoch wird die Begegnung des Einzelnen mit Gott in ganz entscheidender Weise durch seine familialen Prägungen bestimmt. Familie generiert Religiosität in einer ganz bestimmten Art und Weise. Oftmals steht diese Familienreligiosität in einer Spannung zur Religiosität der Gemeinde. Wer Familien Raum geben will, hat das zu respektieren und bisweilen auch auszuhalten.

Wem das zu kompliziert erscheint, sollte sich vor Augen führen, dass sich auch in der Tradition des Alten Testaments eine Art Zweigleisigkeit beobachten lässt. Auch dort gab es einen religionsinternen Pluralismus. Es hat »nie allein ein auf die Großgruppe bezogenes Handeln gegeben, sei es nun am Volk oder an der Gemeinde, sondern daneben gab es immer ein Handeln Gottes, das sich auf den einzelnen Menschen in seinem familiären Lebensraum bezog«¹². Hier zeigen sich also zwei Linien, die zusammengehören, aber durchaus in Spannung zueinander stehen. Auf der einen Seite steht die Familienreligiosität mit einer Konzentration auf die familialen Bedürfnisse.¹³ Auf der anderen Seite steht die übergreifende Perspektive der geschichtlichen Gotteserfahrung im Jahwe-Kult mit der Betonung der Ausschließlichkeit. Beides lässt sich nicht einfach in eine zeitliche Abfol-

die Gemeinde. Die Familienperspektive kann dabei ein wichtiger Impuls zur Vernetzung der unterschiedlichen Lernorte sein. Im Blick sollten dabei auch die Angebote für Familien innerhalb des Gemeinwesens sein, wie Familienzentren oder Geburtshäuser. Grundsätzlich gilt: In der Wiederverschränkung von Lern- und Lebenswelten, die für die Menschen sowieso zusammengehören, liegen große Potenziale für Bildungsprozesse verschiedenster Art.¹¹ Gemeindliche Lernprozesse sind davon nicht ausgenommen.

ge zueinander bringen, sondern bleibt – wenn auch an einigen Stellen theologisch korrigiert – nebeneinander bestehen. Die Zukunft der Kirche wird zu einem großen Teil davon bestimmt sein, dies wahrzunehmen und zu akzeptieren.

Anmerkungen:

¹ Vgl. zum Folgenden: Michael Domsgen, Matthias Spenn (Hg.), *Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland. Texte der Bildungskammer der EKM 2*, Leipzig 2012.

² Peter Biehl, *Theologische Aspekte des Bildungsverständnisses*, in: *EvErz 43* (1991), 575-591, 579.

³ Zur Wir-Orientierung und ich-Orientierung als zwei miteinander zusammenhängenden, konzeptionell jedoch unterscheidbaren Strukturmerkmalen von intimen Beziehungssystemen vgl. K. A. Schneewind, *Familienpsychologie*, Stuttgart² 2010, 32-35.

⁴ Ebd.

⁵ Norbert Mette, *Voraussetzungen christlicher Elementarerziehung. Vorbereitende Studien zu einer Religionspädagogik des Kleinkindalters*, Düsseldorf 1983, 286.

⁶ Friedrich Schweitzer, *Wirkungszusammenhänge religiöser Familien-erziehung. Ergebnisse der Tübinger Familienstudie und religionspädagogische Konsequenzen*, in: Albert Biesinger, u.a. (Hg.), *Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven*, Weinheim, Basel 2005, 11-21, 19.

⁷ A.a.O., 19f.

⁸ Michael N. Ebertz, *Einseitige und zweiseitige liturgische Handlungen*, in: Benedikt Kranemann, Eduard Nagel, Elmar Nübold (Hg.), *Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschentätigkeit der Liturgie*, Freiburg i.Br. 1999, 14-38, 27.

⁹ B. Grom, *Religiöse Sozialisaton in der Familie*, in: *StZ 214* (1996), 601-610, 604.

¹⁰ *Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen 2005*, 91.

¹¹ Vgl. Thomas Rauschenbach, *Zukunftschance Bildung, Familie, Jugendhilfe und Schule in neuer Allianz*, Weinheim, München 2009, 198.

¹² R. Albertz, *Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion. Religionsinterner Pluralismus in Israel und Babylon*, 1978, 206f.

¹³ Albertz spricht hier von einem »persönlichen Schutzgott (mein Gott)«, zwischen ihm und dem Beter besteht ein weithin unbedingtes und weithin unverlierbares Vertrauensverhältnis wie zwischen einem kleinen Kind und seinen Eltern«. R. Albertz, *Religionsgeschichte in alttestamentlicher Zeit*, Bd. 1, 1992, 153. D

Fachforen

Fachforum 1: Neue Zentren für Familien

Von Paula Lichtenberger

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Für die Entwicklung und den Aufbau von familienunterstützenden Netzwerken in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau wurde 2009 im Zentrum Bildung von den Fachbereichen Erwachsenenbildung und Familienbildung und Kindertagesstätten ein Rahmenkonzept »Familienzentren« erarbeitet. Dieses hilftm Begrifflichkeiten zu klären, gibt Impulse und inhaltliche Anregungen und zeigt Wege und Modelle auf. Allen, die sich auf den Weg zu einem Familienzentrum machen wollen, soll es eine praxisnahe Grundlage und einen konzeptionellen Rahmen bieten. Mit seinen fachlichen Empfehlungen gibt es Orientierung und leistet Aufbauhilfe.

Folgende Gestaltungsherausforderungen und konzeptionelle Impulse wurden darin einbezogen:

Aktuelle Lebenssituation der Familien

Familien sehen sich heute in unserer Gesellschaft einer Vielzahl von Anforderungen gegenüber, die von einer Kleinfamilie kaum zu leisten sind:

- Vereinbarkeit von Beruf und Familie
- Demografischer Wandel
- Wachsende Armut und die begleitenden Benachteiligungen bei Gesundheit und Bildung
- Verlust der sozialen Netzwerke

Viele dieser Anforderungen, die den Familienalltag bestimmen, erschweren es, Familie zu leben. Sie erfordern neue Konzepte, die Familien wirkungsvoll unterstützen und entlasten.

Konzeptionelle Impulse aus der Zentren- und Netzwerkbewegung

Die Entwicklung von Konzepten für Zentren (wie z.B. Familienzentren, Mehrgenerationenhäuser u.a.) und familienunterstützende Netzwerke

greift die o.g. Gestaltungsherausforderungen auf. Sie bezieht auch die zunehmende soziale Ausdifferenzierung unserer Gesellschaft ein. Je nach Lebenslage, Lebensformen und Lebensphasen haben Familien unterschiedliche Bedarfe an Begleitung, Unterstützung und Entlastung. Mit ihrer Orientierung auf den Sozialraum sind die Zentren und Netzwerke Impulsgeber für die Weiterentwicklung der sozialen Infrastruktur und schaffen neue Institutionenformen im sozialen Raum. Es werden neue organisatorische und inhaltlich-konzeptionelle Verknüpfungen hergestellt, um familienbezogene Angebote verschiedener Einrichtungen und Fachdisziplinen miteinander zu vernetzen.

Die Zentren- und Netzwerkbewegung knüpft an die aktuelle Bildungsdiskussion und deren subjektorientierte Konzepte an, wie z.B. den Bildungs- und Erziehungsplan (0-10 Jahre) des Landes Hessen oder an das Konzept des Lebenslangen Lernens sowie das Programm »Netzwerke Lernende Regionen« im Bereich der Erwachsenenbildung.

Dies beinhaltet auch einen veränderten Blick auf Familien: weg von einer Defizitorientierung und Klientelisierung hin zu einer Wahrnehmung von Ressourcen und deren Stärkung. Familien werden als Akteure und Experten wahrgenommen, die wissen, was sie brauchen. Dies setzt eine Zusammenarbeit aller Beteiligten auf Augenhöhe voraus, mit aktiv gestalteten Teilnehmungsformen und Räumen zur Mitwirkung und Selbstorganisation.

Entwicklungen in der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN)

In das Rahmenkonzept wurden richtungweisende Aussagen aus dem gesamtkirchlichen Diskussionsprozess »Perspektive 2025«¹ einbezogen, wie z.B.:

- eine dem Menschen zugewandte Kirche sein, z.B. durch Verbesserung der Wahrnehmungsfähigkeit der Menschen und ihrer Lebenssituation
- Überwindung der Selbstabschließungstendenzen von Ortsgemeinden

- Schaffung neuer Zugänge durch eine Vielfalt kirchlicher Angebote angesichts einer zunehmenden Ausdifferenzierung von Lebenssituationen und Lebenslagen
- Förderung einer Vernetzung kirchlicher Arbeitsbereiche mit ihren Ressourcen und Fachkompetenzen zu einer stärkeren Profilierung und Präsenz der Ev. Kirche im Sozialraum/in der Region sowie eine Vernetzung mit Einrichtungen unterschiedlicher Träger auf kommunaler Ebene

Bezug genommen wurde außerdem auf Entwicklungen in den familienbezogenen Arbeitsfeldern unserer Kirche. Hier ist vieles in Bewegung, was eine Erweiterung bisheriger Aufträge und Arbeitsformen bedingt:

- Der Ausbau der Betreuung der Kinder unter drei Jahren bringt eine intensive Konzeptarbeit und vielfach die Notwendigkeit eines Neubaus von Räumlichkeiten mit sich. In diesem Veränderungsprozess ist es naheliegend, über einen Ausbau der Kindertagesstätte zu einem Familienzentrum nachzudenken.
- Auch die Familienbildungsstätten stehen vor neuen Herausforderungen. Sie wollen möglichst passgenaue Angebote für die Menschen vor Ort entwickeln und sich dabei mit anderen Einrichtungen noch stärker als bisher vernetzen.
- Der demografische Wandel und die schwierige Lebenssituation von Familien in unserer Gesellschaft bestimmen zunehmend auch die Prozesse der Gemeindeentwicklung. In den Kirchengemeinden kommen verstärkt generationsübergreifende Angebote, Kooperationen mit anderen Anbietern vor Ort und neue Formen von Gemeindegarbeit in den Blick.

Die fachliche Auseinandersetzung mit verschiedenen Konzepten von Zentren und Netzwerken erfolgte unter folgenden Fragestellungen:

- Was leisten die jeweiligen Modelle für Familien?
- Wie passen diese in die bestehende Arbeit mit Familien in Kirchengemeinden und auf Dekanats-ebene, in Kindertagesstätten und Familienbildungsstätten?
- Woran kann angeknüpft und aufgebaut werden?
- Und welche Impulse können diese Modelle für eine zukunftsweisende Gestaltung der im Perspektivpapier 2025 genannten Herausforderungen geben?

Wir sind der Meinung, dass der Aufbau eines Familienzentrums ein erster Schritt hin zu einer vernetzt arbeitenden Organisationsform sein wird. Angesichts des demografischen Wandels ist es aber notwendig und sinnvoll das Konzept von Familienzentren auf ein Konzept von Mehrgenerationenhäusern zu erweitern und auf die unterschiedlichen Regionen der EKHN zu adaptieren.

Vorstellung der wesentlichen Bausteine des Rahmenkonzeptes Familienzentren in der EKHN

Was ist ein Familienzentrum?

Bildung, Beratung, Betreuung und Begegnung vernetzt an einem Ort oder in einem Kooperationsverbund – das ist die Idee der Familienzentren. Ein wohnortnahe Angebot, das Familien bei der Erziehung ihrer Kinder und bei der Bewältigung des Familienalltags unterstützt. Ein reales oder virtuelles Zentrum, eine Anlaufstelle im Sozialraum für Familien mit Kindern jeden Alters.

Der Sozialraumbezug prägt das Konzept und die inhaltlichen Schwerpunkte. Familienzentren sind ein passgenaues Angebot, das auf die Lebenssituation der Menschen vor Ort und ihren konkreten Bedarf ausgerichtet ist und bereits vorhandene Angebote anderer Anbieter im Einzugsgebiet berücksichtigt. Vor diesem Hintergrund können die Arbeitsschwerpunkte der Familienzentren sehr unterschiedlich sein.

Familienzentren vernetzen verschiedene Leistungen verschiedener Anbieter und Einrichtungen auf der Grundlage gemeinsamer Planung und Konzeptentwicklung. So entstehen Synergieeffekte, die Institutionen ergänzen sich, konzipieren neue, am Bedarf orientierte Angebote.

In der EKHN bietet sich eine inhaltliche Vernetzung an von

- Erziehung, Bildung und Betreuung (Kindertagesstätten),
- Bildung, Beratung und Begleitung von Familien von Anfang an (Familienbildungsstätten),
- Verkündigung, Gemeinschaft und Begegnung (Kirchengemeinden).

Wichtige Voraussetzung: Die Einrichtung am Ausgangsort sollte im Sozialraum bekannt und etabliert sein, ein positives Image haben sowie mit öffentlichen Verkehrsmitteln gut erreichbar sein.

Chancen und Profil von evangelischen Familienzentren

Kirche gestaltet mit Familienzentren zukunftsweisend Entwicklungspotenziale, in dem sie kirchliche Arbeitsbereiche enger vernetzt. (Vgl. Papier »Perspektive 2025«.)

Die Vernetzung der Ressourcen und Fachkompetenzen von Einrichtungen und Arbeitsfeldern trägt zu einer stärkeren Präsenz und Profilierung der Evangelischen Kirche im Sozialraum/in der Region bei.

Kirche initiiert den Ausbau der Begegnungskultur für Familien im Ort, im Stadtteil.

Die Menschen werden in Zukunft noch mehr als heute sehr unterschiedliche Zugänge zur Kirche haben. Dem trägt die Gestaltung eines evangelischen Familienzentrums als einer offenen Anlaufstelle für alle Menschen im Sozialraum Rechnung. Mit der Öffnung wird auch ein Beitrag zur Gemeindeentwicklung geleistet, das Evangelium wird »aller Welt« verkündet.

Evangelische Familienzentren bieten die Chance,

- Menschen in ihren unterschiedlichen Lebenssituationen frühzeitig zu erreichen
- und ihnen in einem vernetzten System Begleitung und Unterstützung in den verschiedensten Lebensphasen und Lebenslagen anzubieten.

Aus christlicher Motivation heraus vermitteln evangelische Familienzentren Lebensperspektiven. Sie unterstützen Menschen dabei, den Alltag zu bewältigen und ein Leben in Würde zu führen.

Menschen können hier Alltagsfragen und Fragen von Werten und Sinn gleichzeitig bearbeiten. Darüber entstehen tragfähige Lebenskonzepte.

Was leisten Familienzentren?

Sie bieten ortsnahe niedrigschwellige, bedarfsgerechte Angebote, die sich in vier Bausteinen ab-

bilden; bereits bestehende Angebote werden einbezogen:

- Ort der Begegnung und Mitwirkung
- Bedarfsgerechte Kinderbetreuung zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie
- Familienbildung und Erziehungspartnerschaft
- Beratung und Unterstützung von Eltern und Kindern

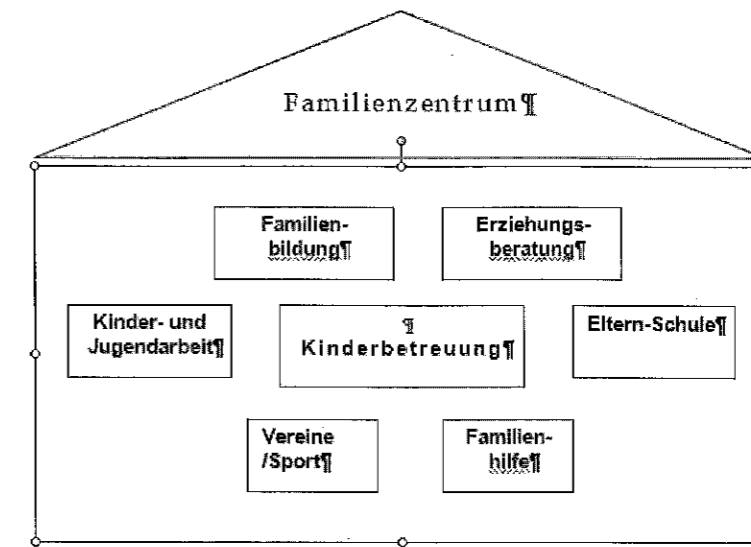
Welche Modelle und Formen von Familienzentren gibt es?

Drei Modelle von Familienzentren werden im Rahmenkonzept dargestellt. Sie unterscheiden sich im Grad der Kooperation und der Vernetzung. Das Lotsenmodell stellt dabei die niedrigste Kooperationsstufe dar, das Integrierte Modell die höchste. Welches vor Ort realisiert wird, ist abhängig von der Situation vor Ort und das Ergebnis eines offenen und dialogischen Prozesses. Sollte das vorhandene Gebäude für ein Familienzentrum zu klein sein, so kann auch die Form eines Kooperationsverbundes gewählt werden mit Veranstaltungen an mehreren Orten im Sozialraum.

Integriertes Modell

Das Modell stellt die höchste Stufe von Kooperation und Vernetzung dar. Alle Kooperationspartner sind gleichberechtigt am Konzept für das Familienzentrum, an der Planung und Durchführung von Angeboten beteiligt.

Durch die Zusammenarbeit der verschiedenen Arbeitsfelder und Einrichtungen entstehen Synergien. Sie gewährleisten eine umfassende und ganzheitliche Entwicklung eines passgenauen Angebots. So entsteht ein neues Zentrum. Ein Haus, das mehr ist als die Summe seiner Teile. Oder ein Kooperationsverbund, der nicht alle Dienstleistungen unter einem Dach, aber aus einer Hand anbietet.

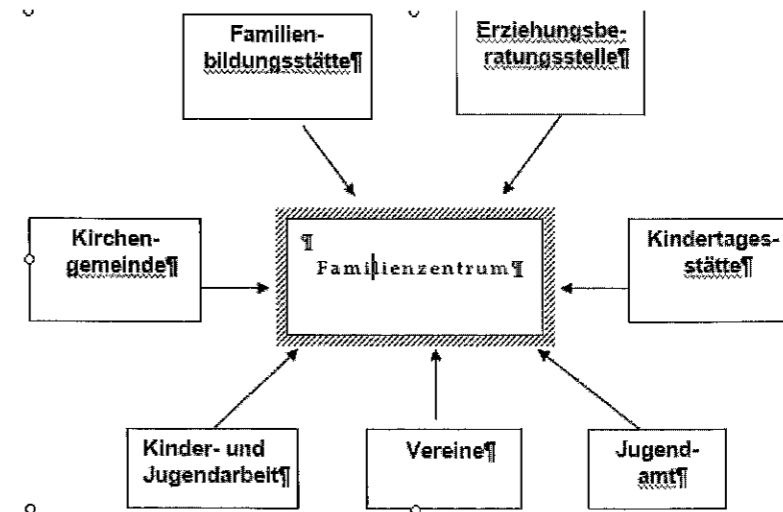


Galeriemodell

Ein Familienzentrum in dieser Form bietet Betreuungs- und Familienbildungsangebote sowie konkrete Hilfs- und Beratungsangebote unter einem Dach an. Die jeweiligen Kooperationspartner stimmen sich untereinander ab und führen die Angebote, die durch den konkreten Bedarf vor Ort bestimmt werden, in eigener Verantwortung

durch. Das Familienzentrum übernimmt die Koordination.

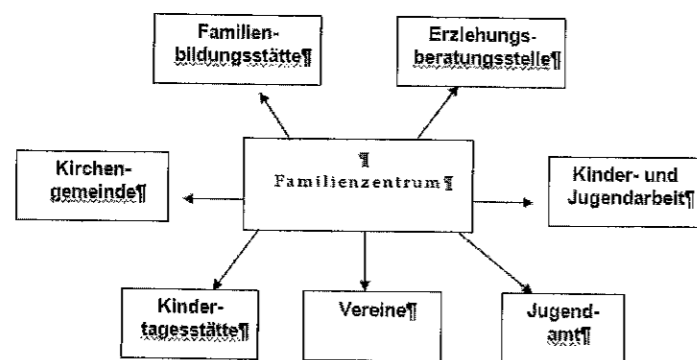
Das Modell ist anzustreben, wenn begrenzte räumliche, personelle und finanzielle Ressourcen da sind. Aus dem Galeriemodell kann sich im Laufe der Zeit mit einem stetig wachsenden Grad an Kooperation ein integriertes Vorgehen entwickeln.



Lotsenmodell

Verschiedene familienbegleitende und -unterstützende Dienste bilden ein Netzwerk, die Dienste arbeiten jeweils eigenständig. Das Familienzentrum nimmt eine »Lotsenfunktion« wahr. Die Mitarbeitenden des Familienzentrums kennen die

entsprechenden Angebote für Familien im Sozialraum und geben diese Informationen an die Familien weiter. Im Bedarfsfall fungieren sie als »Türöffner«, indem sie Familien bei einem Erstbesuch in einer anderen Einrichtung begleiten. Viele Kindertagesstätten und Familienbildungsstätten leisten diese Aufgabe schon jetzt.



Was bringen die Kooperationspartner ein?

Kooperationspartner Familienbildungsstätte

Evangelische Familienbildungsstätten machen lebensnahe Angebote für Familien. Familie als dynamisches System wandelt sich und steht je nach Familienphase immer wieder vor neuen Themen und Herausforderungen. Antworten finden die Menschen gemeinsam in Kursen oder Einzelveranstaltungen, bei Vorträgen oder Themenabenden der Familienbildung.

Mit Angeboten für Eltern mit Kindern unter drei Jahren leistet die Familienbildung einen Beitrag zur frühen Förderung, z.B. durch Eltern-Kind-Gruppen. Viele der Angebote sind generationsübergreifend gestaltet. Familienbildungseinrichtungen begleiten Eltern während des Übergangs vom Paar zur Familie mit Angeboten bereits vor und unmittelbar nach der Geburt der Kinder. Sie qualifizieren und vermitteln Tagesmütter und unterstützen so die bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

Die Familienbildungsstätten haben sich mit ihrem Veranstaltungsangebot in festen Häusern vor Ort sehr gut etabliert, zudem gibt es zahlreiche dezentrale Angebote in einer langjährigen Kooperation mit Kirchengemeinden und Kindertagesstätten. Sie bieten gute Voraussetzungen, um sich als Einrichtungen selbst zu Familienzentren weiterzuentwickeln oder in der Rolle eines Kooperationspartners ihre familienpolitischen Arbeitskontakte und ihre spezifischen Kompetenzen in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit, Koordination und Steuerung einzubringen.

Kooperationspartner Kindertagesstätte

In den Kindertagesstätten wird der Zusammenarbeit mit den Familien ein hoher Stellenwert eingeräumt. Mit ihrem bedarfsgerechten Ganztagsangebot für Kinder von 0 bis 10 Jahren schaffen Kindertagesstätten die Grundlage, damit Eltern Familie und Beruf besser vereinbaren können. Qualifizierte Fachkräfte begleiten Kinder und Familien und übernehmen Vernetzungsaufgaben hin zur Schule und zu anderen Bildungsorten. Nahezu alle Familien mit Kindern suchen die Kindertagesstätte auf, in der »Kita« bildet sich die regionale Lebenswelt von Kindern und Familien ab.

Viele Kindertagesstätten verfügen über gute, teils offene und offene Raumkonzepte. Bei einer Öffnung können sich Eltern und andere Gruppen des Gemeinwesens hier treffen und miteinander aktiv sein.

Evangelische Kindertagesstätten sind aufgrund ihres Auftrages und ihres Angebots eine maßgebliche, unverzichtbare Säule eines Familienzentrums. Sie sind ein wichtiger Teil der Kirchengemeinde und bieten eine gute Ausgangslage für die Weiterentwicklung zu einem Familienzentrum.

Kooperationspartner Kirchengemeinde

Die Kirchengemeinde kann als »Logistikzentrum« die Einrichtung eines Familienzentrums organisieren. Sie arbeitet in lokalen Netzwerken mit und pflegt viele Beziehungen vor Ort. Bestehende Gruppen lassen sich in das neue Konzept einbinden. Auch die räumliche Ressource Gemeindezentrum kann für Kooperationen neue Möglichkeiten und Arbeitsformen eröffnen.

Die Kirchengemeinde wird, zum Beispiel durch die Einrichtung eines Familienbüros, zu einem

Infocenter bzw. zu einem Lotsen für die unterschiedlichsten Informations- und Unterstützungsbedarfe von Familien. Sie kann aber auch mit ihren Räumlichkeiten die zentrale Kommunikations- und Veranstaltungsstätte eines Zentrums werden.

Ihre spezifische Leistung: Die Kirchengemeinde stellt einen vom Evangelium geprägten Wertefundus bereit. Sie bietet eine Kultur der Barmherzigkeit, Offenheit und Partizipation, verbunden mit einer positiven Zukunftssicht.

Was heißt Kooperation und Vernetzung?

Vernetzung und Kooperation heißt: Die Kooperationspartner verstehen sich als Ganzes und sind in ihrer Vernetzung erheblich stärker als die Summe vieler Einzelner. In dieses Ganze bringen sie ihre unterschiedlichen fachlichen Kulturen und handlungsfeldbezogenen Traditionen ein.

Die Bildung eines interdisziplinären Teams kann zu einer Win-win-Situation auf allen Seiten führen und viel neue Energie freisetzen.

Welche Kooperations- und Vernetzungspartner bieten sich an?

Verpflichtende Partner für ein evangelisches Familienzentrum sind aus fachlicher Sicht:

- Kirchengemeinden
- Kindertagesstätten
- Familienbildungsstätten
- Fach- und Profilstellen Bildung
- Psychologische Beratungsstellen
- Regionale Diakonische Werke

Je nach Situation und Bedarf vor Ort kommen weitere Vernetzungspartner hinzu.

Welche Rahmenbedingungen und Ressourcen werden gebraucht?

Der Aufbau und die Koordination eines Familienzentrums braucht eigene, klar abgegrenzte Personalressourcen, insbesondere eine Leitungsstelle mit Regiefunktion und Kenntnissen im Sozialmanagement.

Kooperative Zusammenarbeit mit verschiedenen beruflichen Disziplinen erfordert sowohl professionelles Selbstbewusstsein als auch Offenheit,

Flexibilität und Kommunikationsfähigkeit in Bezug auf die jeweils anderen Professionen. Hier braucht es Zeit und Finanzen, damit die Mitarbeitenden sich für ihre neuen Tätigkeiten und ihre veränderten Grundhaltungen und Arbeitsstrukturen entsprechend qualifizieren können.

Entsprechende Räumlichkeiten werden benötigt, und im Finanzierungskonzept sind Kosten für zusätzliches Personal und ein erhöhter Bedarf an Sachkosten zu berücksichtigen.

Die neuen Arbeitsformen setzen bei den Trägern Offenheit für neue Strukturen und Flexibilität bezogen auf formale Abläufe voraus.

Das Rahmenkonzept ist inzwischen in zweiter Auflage erschienen und erweist sich mit seinen Bausteinen als ein sehr praxistaugliches Instrument zur Unterstützung der individuellen Entwicklungsprozesse für ein Familienzentrum vor Ort.

In der Praxis zeigt es sich bei folgenden Arbeitsschritten als besonders hilfreich:

- Entwicklung von Ideen und Visionen für die eigene Einrichtung
- Zusammentragen von Fakten für Vorklärungen, fundierte Diskussionen in der Einrichtung und Entscheidungsfindung mit dem Träger
- Schärfen des Blicks zur Wahrnehmung bereits vorhandener Ressourcen und auf mögliche Kooperationspartner
- Rollenklärung – will sich die Einrichtung selbst zu einem Familienzentrum entwickeln oder sieht sie sich eher in der Rolle eines Kooperationspartners?
- Klarheit für das eigene Konzept, was Verhandlungen um Finanzen erleichtert
- Realistischer Blick auf benötigte Ressourcen
- Klärung von Begriffen – alle am Prozess Beteiligten verfügen über das gleiche Hintergrundwissen, z.B. »Familienzentrum – damit meinen wir...«
- Das Aufzeigen verschiedener Wege zum Aufbau erleichtert die Entscheidung für die eigene Vorgehensweise
- Die Checkliste macht deutlich, welche Personen und welche Ebenen unbedingt frühzeitig beteiligt werden sollten

Das vollständige Rahmenkonzept mit weiteren Informationen zu Zielen und Leistungen, Ressourcen und Finanzen sowie Checklisten zur zielgerichteten und systematischen Planung steht unter folgendem Link zum Download bereit:

... damit »Familie leben« besser gelingt
Rahmenkonzept Familienzentren EKHN
<http://ebfb.zentrumbildung-ekhn.de/546.0.html>

Fachforum 2: Kirche als Arbeitgeberin im Fokus von Vereinbarkeit von Familie und Beruf: Entwicklungen und Auswirkungen

Von Ursula Kress

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Qualitätssiegel wie das audit berufundfamilie®, der Erfolgsfaktor Familie, die Zertifizierung nach dem Total E-Quality Management (TEQM) und andere Auszeichnungen – alle zu den Themen Chancengleichheit und Vereinbarkeit von Beruf und Familie – haben Hochkonjunktur. Unternehmen und Dienststellen folgen dem Trend der Zertifizierung. Haben sie auch berücksichtigt, welche Dimensionen der alltägliche Balanceakt zur Work-Life-Balance beinhaltet?

Was ist die Ausgangslage, welche Ergebnisse zu demografischen Entwicklungen müssen herangezogen werden, und in welchem gesamtgesellschaftlichen Kontext muss Chancengleichheit ansetzen, wenn sie Wirkung entfalten soll?

Und was sind die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Implementierung zur Work-Life-Balance?

1. Anspruch und Wirklichkeit: Umsetzungsmöglichkeiten in die Praxis

Ausgangspunkt einer zukunftsorientierten Personalpolitik muss die Frage nach den Verantwortlichkeiten und der Rechtsform, also dem Grad der Verbindlichkeit, sein.

- Wo wird die Vereinbarkeit von Beruf und Familie angesiedelt? Ist es Thema der Führungsebene, ist es damit Querschnittsaufgabe und Organisationsziel, oder ist es ausschließlich Thema der Gleichstellungsarbeit?

Anmerkungen:

¹ Perspektive 2025 – Prozess zur Entwicklung von Prioritäten und Posterioritäten der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, 2007

² Ebd.



- Wie ist der Stellenwert? Haben die Empfehlungen und Maßnahmen den Status einer Verfügung, Dienstvereinbarung, Dienstanzweisung, gibt es explizit einen Förderplan, oder sind es Richtlinien?
- Verfolgen die Zielsetzungen eine Gesamtstrategie und ein Monitoring, oder gibt es kein Controlling?
- Bewegen wir uns nur im Rahmen der Selbstverpflichtungen? Oder gibt es bereits ein Auditierungsverfahren wie z.B. Beruf und Familie, TEQM, Erfolgsfaktor Familie?

2. Facetten der Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Die Frage nach Vereinbarkeit von Beruf und Familie hat zum einen eine gesellschaftliche Perspektive (Auflösung des geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungsmodells und Veränderungen der Präferenzen von Frauen mit steigendem Ausbildungsniveau), eine volkswirtschaftliche (Vermeidung sozialpolitischer Kosten) sowie eine betriebswirtschaftliche Perspektive (Fachkräftemangel als eine Folge des demografischen Wandels).

Betrachten wir die Ausgangslage: Sinkende Geburtenziffern, steigende Lebenserwartungen, Abnahme der Erwerbsfähigen, zu erwartender Fachkräftemangel, Schwierigkeiten der Sicherung unserer Sozialsysteme und die Bedeutung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit machen es unverzichtbar, die tatsächliche Chancengleichheit von Frauen und Männern im Erwerbsleben zu erreichen.

Dies gilt erst recht vor dem Hintergrund des völlig veränderten Bildungserwerbs bei Frauen. Diese hohen Bildungsinvestitionen in vollem Umfang nutzen zu können, ist für jede einzelne Person, aber auch volkswirtschaftlich von höchstem Inte-

resse. Vor allem junge und hochqualifizierte Paare wünschen sich eine partnerschaftliche Bewältigung von Beruf und Familie und wollen auch als Leistungsträger und Leistungsträgerinnen im Beruf wahrgenommen werden. Auf diese Potenziale zu verzichten, hieße, wertvolle Ressourcen zu vergeuden. Nicht zuletzt angesichts der hohen Scheidungsquoten und knapper öffentlicher Mittel dürfte darüber hinaus jede Stärkung von eigenständiger Sicherung des Lebensunterhaltes für alle erwachsenen Personen von größter Bedeutung sein.

Stereotype Rollenerwartungen und die ungleiche Verantwortungsübernahme durch Frauen und Männer für die Erziehungs-, Fürsorge- und Pflegeverpflichtungen gegenüber Kindern und alten Menschen vor allem im familiären Bereich bleiben eine wesentliche Quelle für die unzureichende Einlösung der Chancengleichheit zwischen den Geschlechtern im Erwerbsleben. Dies schlägt sich nieder in einer geringeren Erwerbsbeteiligung von Frauen, ihrer Überrepräsentanz bei Teilzeitstellen und diskontinuierlichen Erwerbsverläufen wie auch in ihrer Unterrepräsentanz in Führungspositionen. Es schlägt sich ebenfalls nieder in der hohen Konzentration bei Frauen auf wenige, vorwiegend schlechter bezahlte Berufe und einer Unterrepräsentanz von Männern in Berufen der Pflege, Erziehung und Bildung von Kindern, insbesondere kleineren Kindern. Alle Faktoren sind in hohem Maße ausschlaggebend für ein erhebliches Entgeltgefälle im Geschlechterverhältnis, in dessen Folge weniger Frauen als Männer ihren Lebensunterhalt aus eigenem Einkommen bestreiten können.

3. Praxisregelungen Vereinbarkeit Familie und Beruf

Die Kernaussagen des Ersten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung lauten:

Gleiche und tatsächliche Wahlmöglichkeiten und Verwirklichungschancen für Frauen und Männer in Ausbildung und Beruf. Mehr Konsistenz in der Lebenslaufpolitik heisst z.B. konkret:

- Recht konsistent am Leitbild der Gleichberechtigung ausrichten
- Unternehmenskultur verändern und Rollenbilder modernisieren
- Bildung und Wahlmöglichkeiten in allen Lebensphasen fördern

- Erwerbstätigkeit neben Familienarbeit nicht auf Teilzeit und Minijobs reduzieren (Erwerbsunterbrechungen als Aufstiegshindernis)

Zukunftsfähige Personalentwicklung im Hinblick auf demografischen Wandel und Fachkräftemangel ist daher eine lebensphasenorientierte Personalpolitik, die einen langen Bogen spannt und so unterschiedliche Themen wie Nachwuchsgewinnung, Mitarbeitendenbindung, Attraktivität von Arbeitsplätzen, Führungsentwicklung, Mentoring, Kontakthaltezeit, Coaching und Beratung, Stellenbesetzungsverfahren, Wiedereingliederung von Beurlaubten, Lebensmitte 50 Plus, Gesundheitsmanagement, Entgeltgleichheit und geschlechtergerechte Gremienbesetzung beinhaltet.

Beispiel: Frauenerwerbstätigkeit, Teilzeit und Minijobs, Quelle: Erster Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Januar 2011

Die »Arbeitszeit-Lücke« der Frauen ist zu Beginn des Erwerbslebens noch klein. Sie steigt im typischen Alter der Familiengründung deutlich an und nimmt in den Altersgruppen über 45 Jahren nur geringfügig ab.

Weibliche Arbeitszeit-Lücken und männlicher Arbeitszeit-Überhang stehen in engem Zusammenhang mit der Anzahl der Kinder: Je mehr Kinder ein Mann hat, desto länger sind seine Arbeitszeiten, je mehr Kinder gegangen eine Frau hat, desto kürzer sind ihre Arbeitszeiten.

Beispiel: Alterssicherung Quelle: Erster Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Januar 2011

Frauen erreichen im Durchschnitt deutlich geringere Renten als Männer. Vielfach sind diese nicht existenzsichernd.

Teilzeit ist Frauenarbeit, Erwerbsunterbrechungen, es gibt hohe Anreize für geringfügige Beschäftigung von Ehefrauen von gut verdienenden Ehemännern, Niedriglohnberufe von Frauen, Wiedereinstieg bedeutet oft Wechsel auf familienfreundliche Stellen und Verzicht auf beruflichen Aufstieg. Die Chance auf einen gleichwertigen Arbeitsplatz liegt nach 5 Jahren Unterbrechung bei 50%, danach bei 16%.

Beispiel: Frauen in Führungspositionen

Unvereinbarkeit: Karriere und Familie für Frauen, sichtbare Minderheit in einer exponierten Situation, geringe Präsenz,

Unternehmenskultur: Verausgabung-/Präsenzkultur: immer verfügbar; Überstundenberge

Barrieren: Frauenberufe, Teilzeitarbeit und Erwerbsunterbrechungen als Aufstiegshindernis, Teilzeitarbeit in Führungspositionen stellt Ausnahme dar

4. Kirche als Arbeitgeberin im Fokus der Chancengleichheit

Betrachten wir Kirche als Arbeitgeberin im Fokus der Chancengleichheit, gibt es nach wie vor keine gleichberechtigte Teilhabe von Frauen und Männern am Erwerbsleben. So bestehen starke Anreize für Frauen, nicht oder nur in geringfügiger Beschäftigung zu arbeiten. Vorrangiges Ziel müssen existenzsichernde Einkommen sein (weg von Befristungen und hin zu Anstellungsumfängen auch im Hinblick auf Rente). Erwerbsunterbrechungen oder auch Niedriglöhne wirken unmittelbar bis ins Rentenalter nach: Die Altersarmut ist weiblich!

Die Erfolge familienbewusster Personalpolitik liegen nach Untersuchungen des Forschungszentrums Familienbewusste Personalpolitik FFP der Uni Münster in der Stärkung des Images, der Senkung der Fluktuation, der schnellen Rückkehr aus der Elternzeit und der Erhöhung der Zeitsouveränität der Mitarbeiter.

Familienbewusste Personalpolitik begünstigt insbesondere in Unternehmen die Reduzierung des Krankenstandes und die Beschleunigung der Reintegration von Elternzeiturlaubern in Arbeitsprozesse.

Die Untersuchungen des Forschungszentrums Familienbewusste Personalpolitik haben gezeigt, dass eine familienbewusste Personalpolitik bei allen elf untersuchten Zielbereichen einen signifikant positiven Beitrag leistet. Die einzelwirtschaftlich relevanten Effekte einer familienbewussten Personalpolitik sind unterschiedlich intensiv: Der Einfluss auf die Mitarbeitendengewinn-

nung ist besonders stark, ebenso wie die Effekte auf den betrieblichen Wissensaufbau.

5. Herausforderungen an uns als Arbeitgeber Kirche (siehe auch insbesondere Familienförderung im kirchlichen Arbeitsrecht, EKD Texte 92)

- Gleichstellungspolitik in der Lebenslaufperspektive ist Innovations- und Querschnittspolitik
- Selbstverpflichtung: keine sozialversicherungsfreien Jobs
- Rahmenbedingungen für ein lebenspraktisches Unterstützungssystem für die Familie als größter Pflegedienst Deutschlands, das familiärer Überlastung vorbeugt und prekäre Arbeitsverhältnisse von Frauen vermeidet
- Die dringend notwendige Neubewertung pflegerischer Dienstleistung und eine breite Auseinandersetzung mit unserer Grundhaltung zu Sorge- und Pflegetätigkeiten
- Geschlechtergerechte Arbeitsbewertungsverfahren weiterentwickeln und diskriminierungsfreie Eingruppierung, d.h. Gewichtung und Bewertung der Anforderungen von allen Tätigkeiten, Berücksichtigung auch von nichtfachlichen Qualifikationen wie z.B.: psychosozialen Anforderungen; Belastungen wie Zeitdruck, Verantwortung für Personen; Kommunikationsfähigkeit
- Vereinbarung Arbeitszeiten flexibel gestalten (längere Arbeitszeit als Hälfte der Vollzeitarbeitszeit, Lage der Arbeitszeit, Verankerung des Anspruchs auf Aufstockung der Arbeitszeit, Zeitkonten, Telearbeit)
- Entwicklung einer Arbeitskultur, die Fürsorgepflichten anerkennt
- Anerkennung der Elternzeit bei Festsetzung der Entgeltstufen
- Betrieblich unterstützte Kinderbetreuung (z.B. betriebseigene Kindertagesstätte, Belegplätze, Betreuungsangebote für Ausnahmesituationen und Ferienzeiten)
- Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger (z.B. Belegplätze, Service Pflegeinfo),
- die Einführung von Familienbudgets **D**

Fachforum 3: Profiliert evangelisch? Kirchlich-diakonische Angebote für Familien – Sind Drachen evangelisch?

Von Reinhard Grohmann

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Was hat ein Drachen zu tun mit einem evangelischen Profil von Familienarbeit? Was ist außer den Kreuzstichen das Evangelische an einem Nähkurs in einem Familienzentrum in evangelischer Trägerschaft?

Der CVJM – Landesverband Sachsen-Anhalt ist seit 13 Jahren Träger eines Familienzentrums in Halle. Als christlicher Jugendverband ist er wie alle CVJM der Pariser Basis verpflichtet: das »Evangelium unseres Herrn und Meisters auszubreiten ...«¹ Welche Rolle dabei ein Familienzentrum als Familienbildungsstätte (obendrein mit einem kommunalen Bildungsauftrag) spielt, erschließt sich in diesem Rahmen nicht automatisch. Auch innerhalb unseres Verbandes sorgt diese Unklarheit immer wieder für Diskussionen: Seid ihr im Familienzentrum missionarisch, und wenn ja, wie?

Und auch für die Klärung des eigenen Auftrages ist es notwendig, sich dieser Frage zu stellen.

Das Wesen eines Christen ist missionarisch

Zunächst: Wir sind als Christen prinzipiell missionarisch. Wir sind beauftragt und gesandt: »Gehet hin und macht zu Jüngern alle Völker...« (Matth. 28). Dies ist ein klarer Auftrag, davon zu zeugen, dass Gottes Reich nicht nur eine zukünftige Dimension hat, die für uns relevant ist, sondern ebenso eine klare gegenwärtige Relevanz. In Jesu Reden und Wirken ist das Reich Gottes mitten unter uns angebrochen.

Doch schon zu Jesu Zeiten scheint dass nicht für jeden Zeitgenossen klar gewesen zu sein. Johannes der Täufer war sich unsicher und sandte einen Boten aus, um genau diese Frage zu klären: Bist du es, auf den wir gewartet haben? Bist du das Evangelium, die frohe Botschaft? Und so, wie Jesus hier antwortet, kann es für uns eine Klarheit schaffen, in welcher Weise auch unser Tun

evangelisch ist. Gottes Reich und die gute Botschaft ist sichtbar an seinen Folgen für die Menschen, denen er begegnet: »Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätziges werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt.«² Verkündigen passiert natürlich nicht durch irgendwen, sondern durch Jesus selber und im Weiteren durch die, die ihm nachfolgen. Heute sind wir es, die Evangelischen³ – die von der frohen Botschaft angesteckten Christen.

Es ist also nicht nur das Reden, was den missionarischen Aspekt hinreichend beschreibt, sondern ebenso das heilende Tun, das mit dazugehört. Und schon in den ersten Gemeinden war klar, dass es hilfreich ist, dafür Verantwortungen zu beschreiben und zu übertragen. »Armenpfleger« wurden eingesetzt ebenso wie Menschen, die in besonderer Weise die Gabe der Wortverkündigung haben.⁴ Wichtig hierbei ist nur, dass es unbedingt eine Rückkoppelung an die jeweilige Gemeinde braucht, damit nicht der innere Zusammenhang verloren geht. Das ist eine Herausforderung an die institutionalisierte Diakonie ebenso wie an die Kindertagesstätten der Kirchengemeinden und genau so wie für uns als CVJM.

Also: Wir haben ein evangelisches Profil (und unterscheiden uns damit von anderen »Anbietern«), indem wir das, was wir tun, als Christen tun.

Jesus ist die Antwort, aber was war eigentlich die Frage?

Die kirchliche Verkündigung steht zuweilen in der Gefahr, Fragen zu beantworten, die für die zu erreichenden Menschen gerade nicht dran sind. Es ist sicherlich eine grundsätzliche Herausforderung, in dem alle Menschen stehen, die einen Verkündigungs- oder auch Lehrauftrag haben, einerseits eine Botschaft zu haben und andererseits die Lebenswirklichkeit der Zielgruppe wahrzunehmen. Doch es gilt zu bedenken, dass besonders in Ostdeutschland die Menschen nicht nur Gott vergessen haben, sondern vergessen haben, dass sie Gott vergessen haben. Das heißt, dass religiöse Themen bei den meisten Menschen in den Fragen, die sie gerade bewegen, nicht

oben auf liegen. Kirche wird eben nicht mit etwas verknüpft, das für das eigene Leben aktuell relevant sein könnte. Dem gegenüber bleibt der Anspruch, dass der christliche Glaube Menschen Orientierung für ihr Leben gibt. Er verändert Menschen, und Kirche hat einen Auftrag, das Evangelium vom Reich Gottes zu verkündigen.

Wie dies geschehen kann, wird wegweisend im Zukunftspapier »Kirche der Freiheit« beschrieben: »Im Jahre 2030 ist die evangelische Kirche nahe bei den Menschen. Sie bietet Heimat und Identität an für die Glaubenden und ist ein zuverlässiger Lebensbegleiter für alle, die dies wünschen.«⁵ Soll Verkündigung bei den Menschen ankommen, muss sie an die Lebenswirklichkeit der Menschen anknüpfen. Diese ist je nach Lebenslage und nach dem Herkunftsmilieu sehr differenziert zu betrachten. Und ich kann mir vorstellen, dass nicht jede Gemeinde zu jeder Zielgruppe passt und es eine Überforderung wäre, wenn eine Gemeinde alle erreichen will. Für mich als jemand, der sich in der Familienarbeit auskennt und in einer Gemeinde mit vielen Familien zu Hause ist, bietet beispielsweise die Familie einen idealen Anknüpfungspunkt für gemeindliches Handeln.⁶ Den stärksten Einfluss auf eine Orientierung im Leben hat die Familie. »Familie ist die Instanz, in der die meisten Menschen ihre soziale und ethische Orientierung erfahren.«⁷ Es entscheidet sich weitgehend in der Familie, welche religiösen Prägungen Menschen erhalten. Es entscheidet sich auch wesentlich in der Familie, welche Entwicklung Kinder in ihrem Leben nehmen und wie sich der Bildungsverlauf von Kindern entwickelt.

Damit Familien überhaupt auf die Idee kommen, dass die christliche Gemeinde ihnen Heimat und Lebensbegleitung bieten kann, muss dies vor allem den Müttern und Vätern in einem ersten Schritt klar werden: »Gemeinde hat etwas mit meinem täglichen Leben zu tun. Es werden Fragen beantwortet, die ich habe, und nicht Antworten gegeben auf Fragen, die für mich derzeit (vielleicht noch) nicht relevant sind.« Für Familien sind dies Fragen zur Bewältigung des Alltags, Erziehungsfragen, Fragen zum Bildungsverlauf der Kinder und auch Fragen, die die eigenen (alt werdenden) Eltern zum Thema haben. Aber auch: Was unternehme ich mit den Kindern, welche Beschäftigungsmöglichkeiten hat der getrennt lebende Vater, der seine Kinder 14-täglich sieht, welche Unterstützungsmöglichkeiten kann eine Gemeinde alleinerziehenden Eltern geben, wie können Konflikte in der Familie friedlich gelöst werden? ...

In allen Punkten lässt sich für Kirche ein Handlungsfeld beschreiben: thematische Elternveranstaltungen, Elternkurse, Mediationen, Betreuungsangebote, Babysitter, Freizeitangebote für Familien, Patenschaften etc.

Dies alles kann im Rahmen der Gemeinde geschehen. Und dieser Rahmen ist größer als die jeweilige Veranstaltung, sondern weist darüber hinaus auf die Einladung Jesu: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken. In dem jeweiligen Handeln der Mitarbeiter scheint diese himmlische Wirklichkeit hindurch und verweist auf den, der nicht nur Unterstützung gibt, sondern das Heil bringt und es selber verkörpert.

Sowohl die Familien als auch das kirchliche Umfeld befinden sich in einem starken Wandlungsprozess. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit, neue Formen und Zugangswege zu suchen, um diese Lebenswirklichkeiten kompatibel zu machen. Und Gemeinde muss auf sich ändernde Rahmenbedingungen (z.B. Zeitbudgets und Zeitrahmen) von Familien reagieren, wenn sie diese erreichen will.

Familienbildung – ein Instrument des Gemeindeaufbaus

Wenn wir einen Elternkurs durchführen, treffen sich die Eltern über einen Zeitraum von mehreren Wochen – meist im wöchentlichen Abstand. Nach dieser Zeit passiert es immer wieder, dass die Mütter und Väter signalisieren: »Schade. Schon zu Ende. Es wäre doch schön, wenn es irgendwie weitergehen könnte.« Das vertrauensvolle Miteinander, das gemeinsame Thema, das Wahrnehmen der aktuellen Situation in der jeweiligen Familie, das Zuhören und das Erleben von konkreter Unterstützung schaffen Beziehung und somit Motivation. Wenn es nun einer Kirchengemeinde gelingt, dieses Phänomen mit der Gemeinde zu verbinden, könnte sich damit schon eine erste (oder neue) Elterngruppe gebildet haben. Die Mütter und Väter müssen nicht erst motiviert werden, in die Gemeinde zu kommen. Sie sind motiviert durch die Beziehung untereinander und zu den Kursleiterinnen und Kursleitern. Und sie sind motiviert, weil sie erfahren haben, dass Kirchengemeinde etwas mit ihrem Leben zu tun hat. Dass Kirche für sie relevant ist. So bietet sich durch Familienbildung eine Möglichkeit, Menschen in Gemeinden zu beheimaten, indem sie in ihrer Lebenswirklichkeit angesprochen werden. Weitere Schritte sind mit den Familien dann

denkbar: Wie müsste ein Gottesdienst aussehen, der sich für Familien lohnt: bei dem Eltern, kleine Kinder und auch Teenager sich angesprochen fühlen. Wie sieht es mit meinen eigenen Werten aus, wenn Familie eine grundlegende Instanz der Wertevermittlung ist? Welche Rituale gibt es für ein Familienleben? Wie kann Christsein im Familienalltag umgesetzt werden?...

Zu bedenken ist, dass es keine geradlinige Entwicklung gibt und geben darf zwischen der Einladung von Eltern und einem zahlenmäßigen Wachstum der Gemeinde. Familien lassen sich nicht verzwecken. Aber sie lassen sich einladen.

Somit kann ein Elternkurs evangelisch sein, weil er Menschen einlädt, in Bewegung bringt, heilsame Botschaften vermittelt und mit dem Urheber der frohen Botschaft – Jesus selber – bekannt macht.

Ideen für eine Umsetzung in einem Kirchenkreis

Die Arbeit mit Familien birgt in sich eine pädagogische und eine theologische Dimension. Diese

Dualität des theologischen und des pädagogischen Handelns wird umgesetzt, indem in einer Kirchengemeinde pfarrdienstliche Stellenanteile für eine kreiskirchliche Familienarbeit beschrieben werden und parallel dazu eine Familienbildungsstätte Know-how der pädagogischen Arbeit mit einbringt und mit dem Dienst beauftragt wird.

Die theologischen Stellenanteile werden in einer konkreten Gemeinde verankert. Diese Gemeinde ist der erste Ort, an dem Familien in besonderer Weise angesprochen werden.

Von hier aus werden in enger Zusammenarbeit mit der Familienbildungsstätte die Projekte geplant. Wie ein Bewässerungsgraben Wasser von einem Zentrum aus in das Umland verteilt, werden die Impulse aus dieser Gemeinde heraus in den Kirchenkreis getragen. Umgesetzt werden die Projekte und Module der Familienarbeit sowohl in der zentralen Gemeinde als auch (und vor allem) in allen Kirchengemeinden des Kirchenkreises, bei denen es einen Bedarf gibt.



Eine besondere Möglichkeit, die Eltern wertschätzend einzuladen, liegt im Einsatz von Elternbausteinen, die wir im Familienzentrum entwickelt haben. Diese verknüpfen die Einladung und Information zu den Angeboten in der Gemeinde mit Themen, die in Familien präsent sind wie Geduld, Ausdauer, Wut, starke Gefühle, miteinander spielen, miteinander reden oder vieles mehr.⁹ Diese Bausteine signalisieren den Eltern: Ihr seid uns wichtig, und wir bauen auf euch. Überreicht wer-

den können diese Bausteine zu besonderen Anlässen wie Einschulungsgottesdienst, Kindergartenfest, Beginn eines Elternkurses...

Ziele der Kooperation sind

- Neue zukunftsweisende Modelle zur Umsetzung von Familienarbeit im Kirchenkreis entwickeln und umsetzen

- Gemeinden im Kirchenkreis in der Familienarbeit konkret unterstützen
- Ehren- und hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für Familienarbeit im Kirchenkreis gewinnen, schulen und begleiten
- Familien konkret unterstützen durch Bildungs- und Beratungsangebote (v.a. in Fragen der Erziehung und der positiven Beeinflussung des Bildungsverlaufes ihrer Kinder)
- Familien und deren einzelne Mitglieder zum Glauben einladen

Mögliche Schritte zur Umsetzung

1. In der zentralen Gemeinde (zunächst hier und dann vielleicht in weiteren Gemeinden) wird eine Anlaufstelle für Familien, die einen Beratungsbedarf für das Thema Erziehung und Bildungsverlauf ihrer Kinder haben (oder auch weitere Themen), eingerichtet. Es stehen Ressourcen für ein qualifiziertes Beratungsangebot zur Verfügung. Die Zusammenarbeit mit bestehenden Einrichtungen wird gesucht.
2. Bildungsangebote (Erziehungskurse, Elternwerkstätten...) für Eltern werden umgesetzt. Dabei spielen die Kindertagesstätten und Horte eine wichtige Rolle.
3. ErzieherInnen der kirchlichen Kitas werden für die Elternarbeit und in den Themen Elternberatung/Bildungsbegleitung weitergebildet.
4. Glaubenskurse für (junge) Familien werden angeboten.
5. Seelsorgeangebote für Eltern und Kinder werden vorgehalten.
6. Für Konflikte in Familien gibt es die Möglichkeit von Mediationen.
7. Begegnungsangebote in den Gemeinden werden entwickelt und umgesetzt. Die Bildung von Elterngruppen wird initiiert und begleitet.
8. Kreiskirchliche Familientage werden zusammen mit anderen Gemeinden umgesetzt.
9. Gemeinden werden bei Familien- und Gemeindefreizeiten unterstützt und begleitet.
10. Die Väter- und die Mütterarbeit wird weiterentwickelt.

11. Gemeinden werden in der Entwicklung und Umsetzung familiengemäßer Gottesdienste begleitet.

12. Materialien für die Familienarbeit werden (weiter-)entwickelt.

13. Weitere Ideen werden zusammen entwickelt.

Über die konkrete Familienarbeit hinaus könnte das Know-how auch für weitere Arbeitsbereiche des Kirchenkreises genutzt werden:

14. Gemeindekirchenräte werden geschult (in Zusammenarbeit mit anderen Professionen).

15. Mitarbeiter im Kirchenkreis werden geschult in Kommunikation und Konfliktmanagement.

16. Ehren- und hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden gesucht, geschult und begleitet.

17. Gemeindekirchenräte werden in der Konzeptentwicklung begleitet.

18. Prozesse werden moderiert.

19. Konflikte werden in Mediationsverfahren gelöst

Anmerkungen:

¹ Die Pariser Basis von 1855 ist die Grundlage der weltweiten Arbeit des CVJM: »Die Christlichen Vereine Junger Männer haben den Zweck, solche jungen Männer miteinander zu verbinden, welche Jesus Christus nach der Heiligen Schrift als ihren Gott und Heiland anerkennen, in ihrem Glauben und Leben seine Jünger sein und gemeinsam danach trachten wollen, das Reich ihres Meisters unter jungen Männern auszubreiten. Keine an sich noch so wichtigen Meinungsverschiedenheiten über Angelegenheiten, die diesem Zweck fremd sind, sollten die Eintracht brüderlicher Beziehungen unter den nationalen Mitgliedsverbänden des Weltbundes stören.« Ebenso gilt die Zusatzklärung von 1985: »Die CVJM sind als eine Vereinigung junger Männer entstanden. Heute steht die Mitgliedschaft allen offen. Männer und Frauen, Jungen und Mädchen aus allen Völkern, Konfessionen und sozialen Schichten bilden die weltweite Gemeinschaft im CVJM. Die ‚Pariser Basis‘ gilt heute im CVJM-Gesamtverband in Deutschland e.V. für die Arbeit mit allen jungen Menschen.«

² Matth. 11,5.

³ Selbstverständlich sind auch katholische oder freikirchliche Christen in diesem Sinne evangelisch.

⁴ Apg. 6,1-7.


⁵ Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD Hannover, 2006, S. 49.

⁶ In anderen Gemeinden können das wieder ganz andere Zielgruppen sein.

⁷ Aus dem Papier der Bildungskammer der EKM »Kirche bildet«, S. 44.

⁸ Zuweilen entsteht die Frage, wie eigentlich kirchliche Themen wie Rituale, Taufe oder Gebet in dem Programmangebot einer evangelischen Familienbildungsstätte sichtbar sind und umgesetzt werden. In aller Regel kommen zu solchen Themen wenig oder keine Eltern. Aber die Themen sind bei uns z.B. in den Elternkursen präsent und werden in diesem Rahmen auch be-

sprochen, wenn es z.B. um die Frage der Familienrituale oder Wertevermittlung geht. Es passiert hier also wesentlich mehr, als in den Programmheften der evangelischen Familienbildungsstätten sichtbar ist. Sie werden oft nicht explizit ausgeschrieben, aber implizit vermittelt.

⁹ Dazu dienen die ebenfalls im Familienzentrum entwickelten Module wie Geduldsacht, Geduldsfaden, Witknete, Wutschreikissen, Lust-Frust-Ball, Spruchaufkleber, Zimmerbumerang, Fadentasse, Fadenfahne, Spielebox, pädagogisches Rätsel, Buchstabenrätsel, Erziehungsnuss. 

Vernetztes Arbeiten als gemeindepädagogischer Auftrag

Von Christian Beuchel, Superintendent Kirchenkreis Wittenberg

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Kirchenkreis Wittenberg Paradigmenwechsel »...vom Kind zur Familie«

Im Jahr 2003 stellten wir fest, dass die Zahl der Kinder, die kirchliche Angebote wahrnehmen, in erschreckendem Maße gesunken ist. Bis auf wenige Ausnahmen, meistens in den Schulstandorten, nehmen im Durchschnitt sechs bis neun Kinder in jahrgangsübergreifenden Gruppen (1.-6. Klasse) die Angebote unserer Kirchengemeinden wahr. Ein pädagogisch sinnvolles Arbeiten in den kleinen Einheiten (6-9 Kinder) und in der Altersgruppe von sechs bis zwölf Jahren übergreifend im Rahmen von Christenlehre und Kinderkirche ist somit kaum möglich.

Die Christenlehre/Kinderkirche hat ihren Schwerpunkt in dem Anspruch der christlichen Wissensvermittlung (biblische Geschichten, zehn Gebote als »missionarische Pflicht«) und ist stark auf Kinder fokussiert. Daneben werden die Eltern und Familien kaum als eigenständiges Arbeitsfeld angesehen. Mütter, Väter, Großeltern werden meist nur als ehrenamtliche Helfer benötigt. Mit anderen Trägern der Arbeit mit Kindern und Familien sind unsere Angebote nicht vernetzt.

Auf der Föderationssynode in Gera formulierte Bischof Noack: »Dass uns die Kinder fehlen, darf uns nicht ruhig werden lassen. Deshalb muss den Familien, muss den Kindern, den Kindereinrichtungen und den Schulen unsere ganze Aufmerksamkeit gelten.«

Aus dieser ersten Analyse, die später durch Umfragen ergänzt und bestätigt wurde, wird deutlich, dass sich das Wahrnehmungsfeld der gemeindepädagogischen Mitarbeitenden verändern muss. Ziel muss es sein, neben den Kindern die Eltern als eigene Zielgruppe gemeindepädagogischer Arbeit wahrzunehmen. Wir müssen ihre Fragen zu allgemeinen und religiösen Erziehungsfragen ernst nehmen, ihrer Suche nach Hilfestellungen und Austausch nachkommen. Auch ihre eigenen religiösen Bedürfnisse als Eltern sollten wir stärker in den Blick nehmen (z.B. Angst um die Kinder, Gemeinschaftserlebnisse) und die Lebenssituation von Familien in die gemeindepädagogische Arbeit integrieren.

Dabei sollen die gemeindepädagogischen Mitarbeitenden Strukturen aufbauen, um mit den Eltern ins Gespräch zu kommen und Angebote auch für Eltern zu entwickeln! Ein Prozess der Veränderung der inneren Einstellung wurde angestoßen.

Aus diesem ersten Schritt, der Arbeit mit den Eltern, werden sich neue und andere Arbeitsfelder für die Arbeit mit Familien und den Kindern entwickeln.

Workshops mit den Mitarbeitenden

In einem ersten Schritt wurden die Mitarbeitenden zu Workshops eingeladen. Sie hatten u.a. folgende Themen, um die oben benannten zwei Ziele umzusetzen:

- Gestaltung von Räumen für die Arbeit mit Kindern und Familien (Architektin als Referentin)
- Elterngespräche (Inhalte, Struktur, Erwartungen)

- Finanzierung der Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien in der Kirchengemeinde und im Kirchenkreis
- Erziehungskonflikte (Vorstellung der Beratungsstelle im Diakonischen Werk)
- Perspektivwechsel: »Wie sehe ich die ‚Welt‘ als Kind, Vater, Mutter, Gemeindepädagogin!«
- Perspektivwechsel hin zur Orientierung an den Ressourcen und Stärken der Kinder; Reflexion der Rolle der Erwachsenen im Gegenüber zu den Kindern: Worin sind wir als Gemeinde von den Kindern herausgefordert?
- Erarbeitung einer Sozialraumanalyse des jeweiligen Arbeitsbereiches
- »Andere, uns fremde, nicht kirchensozialisierte Kinder, wie gehen wir mit denen angemessen um?«

Im erweiterten Rahmen wurde der Prozess auch im Kreis aller Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst (Pfarrer, Pfarrerrinnen, Kirchenmusiker) eingebunden. Es war selbstverständlich, dass für den gemeindepädagogischen Prozess »Paradigmenwechsel - ... vom Kind zur Familie« alle Mitarbeitenden im Verkündigungsdienst gewonnen werden müssen.

Leitpapier

Nach Abschluss der Workshops wurde ein Leitpapier erarbeitet, das sowohl mit den Mitarbeitenden als auch im Kreiskirchenrat und in der Kreissynode beraten und von Letzteren als Grundlage der Arbeit im Kirchenkreis beschlossen wurde.

Die Vision lautete, dass die gemeindepädagogische Arbeit Ausstrahlungskraft haben soll, so dass sie in der Öffentlichkeit erfahrbar ist. Die Kirchengemeinde hat Interesse an den Menschen und deren Lebensfragen und will ihnen mit dem Evangelium von Jesus Christus eine Orientierung und einen Halt für das Leben zeigen.

Es soll zu einem »Paradigmenwechsel: vom Kind zur Familie«, also zu einer neu orientierten Grundauffassung kommen:

- nicht mehr nur binnenkirchlich orientiert, sondern auch auf die Öffentlichkeit selbstbewusst zugehend
- nicht mehr nur angebotsorientiert, sondern auch orientiert an der Selbsttätigkeit und Beteiligung von unterschiedlichen Menschen (Partizipation)

- nicht mehr nur auf die Zielgruppe Kinder orientiert, sondern die erweiterte Zielgruppe der Eltern und Familien einschließend
- nicht mehr nur an den Interessen der Institution orientiert, sondern an den Interessen und Bedürfnissen der Subjekte (Kind, Erwachsene, Familien)
- nicht mehr nur an der Ansprache der Interessierten und hochverbundenen Kirchenmitglieder orientiert, sondern auch auf den Sozialraum hin (nachbarschaftlich, vernetzt mit anderen kirchlichen Einrichtungen, vernetzt mit kommunalen Institutionen)

Projekte

In der praktischen Umsetzung wurden die gemeindepädagogischen Mitarbeitenden aufgefordert, Projekte mit Familien als Zielgruppe zu entwickeln und zu realisieren. Ziel war es, sich im neuen Arbeitsfeld einzuüben und gelungene Projekte als Start zur Veränderung der Arbeit zu nutzen.

Nach dem Start im September gab es drei Projektphasen, die nach je gleichem Muster verliefen:

1. Einreichung des Projektantrages und Genehmigung durch den Lenkungsausschuss
2. Durchführung in den Gemeinden
3. Auswertung innerhalb eines Workshops mit allen gemeindepädagogischen Mitarbeitenden

Bewusst wurden den Mitarbeitenden große Freiräume zur Gestaltung gelassen, damit diese je nach gemeindlicher Situation und eigenen das Projekt gestalten konnten. Folgende Projekte wurden von den Mitarbeitenden eingereicht und genehmigt:

- Spielzelt auf dem Heimatfestplatz
- Familienfreizeit der Kirchengemeinde
- Familienbastelnachmittage zum Martinsfest und Nikolaus
- Eröffnung eines dörflichen Kontaktcafés
- Projektgruppe Schuljahresgottesdienste
- Aufbau einer Familiensportgruppe
- Adventsnachmittag mit Familien aus sozial schwachem Umfeld
- Aufbau einer Mutter-Kind-Gruppe (Krabbelgruppe) und gemeinsamer Gottesdienst
- Martinsfest im Dorf ohne Kirche (gemeinsames Projekt mit der Kommune)

Der Erfolg dieser Projekte war unterschiedlich. Für einige Projekte hat der zeitliche Rahmen nicht ausgereicht, sie wurden später umgesetzt, andere Projekte wurden in der nächsten Projektphase weitergeführt. Wie beobachteten, dass oft der Mut zur Vernetzung fehlte und dass es große Unsicherheiten im Aufbau von Projektteams gab. Erfolg hatten Projekte, die in Vernetzung mit anderen entstanden und durchgeführt wurden. Durch die Außensicht der Partner konnten die Bedürfnisse der Zielgruppe besser erkannt und gemeinsam die Angebote darauf abgestimmt werden.

Aus der zweiten Projektphase werden nur die Projekte beschrieben, die durch Vernetzung mit außerkirchlichen Trägern durchgeführt wurden.

Familiensommerfest zum Schuljahresausklang

Das Projekt entstand aus der negativen Erfahrung mit Gottesdiensten zum Schulanfang, die nur von wenigen Familien angenommen wurden. In der Vernetzung nach außen, die mit dem neu gegründeten Team gelungen war, liegt zugleich sein Erfolg begründet. Dem Bedürfnis von Schulanfängern und ihren Eltern, sich vor Beginn des Schuljahres kennenzulernen, wurde Rechnung getragen, indem die Veranstaltung von September auf Juni verschoben wurde. Mitarbeiter aus Kindergarten und Schule hatten diese Idee eingebracht. Die gute Teamarbeit entlastete zudem die hauptamtliche Mitarbeiterin. Die positive Erfahrung wird in folgendem Zitat deutlich: »Ich hatte am Anfang nicht gedacht, dass wir dieses Ergebnis erreichen konnten.« An dem neu gestalteten Familiennachmittag vor Schulbeginn nahmen 80% der Schulanfänger mit ihren Eltern teil.

Offener Familiennachmittag im Park-Spiele ohne Grenzen

Im Park neben dem Kinder- und Jugendtreff des Kirchenkreises wurde zu einem Familienfest mit vielen Sport- und Spielangeboten eingeladen. In diesem Stadtteil wohnen besonders viele sozial schwache Familien, die die Möglichkeit gerne und zahlreich wahrgenommen haben. Die Resonanz war mit 150 Kindern und ihren Eltern erfreulich gut. Sie wurde maßgeblich durch die Vernetzung mit fünf anderen öffentlichen Trägern als Projektpartnern erreicht.

Die Auswertung der Projekte hat ergeben, dass Vernetzung und Teambildung notwendig aber in der Praxis auch mühsam umzusetzen sind. Gerade der ständige Austausch und die ausreichende Kommunikation mit allen Projektpartnern wurde

von vielen Mitarbeitenden als Herausforderung erlebt. Verunsicherung ruft auch der Umgang mit anders sozialisierten Teilnehmern der Angebote, etwa aus sozial schwachen oder kirchenfernen Familien, hervor. Auch der Umgang mit teilweise sehr großen Teilnehmerzahlen war nicht selbstverständlich.

In der dritten Projektphase entstanden Arbeitsfelder, die später zu dauerhaften Einrichtungen für Familien wurden. Zwei von ihnen werden exemplarisch vorgestellt.

Haus der Begegnung mit Kontaktcafé in einem kleinen Dorf

Im Haus der Begegnung treffen sich jeden Nachmittag rund 35 Erwachsene, Kinder und Jugendliche aller Altersgruppen. Durch ehrenamtliche Mitarbeitende wird ein Mittagessen sowie Kaffee und Kuchen angeboten. Es gibt Spielmöglichkeiten für Kinder, Unterstützung bei den Hausaufgaben und Beratungs- und Gesprächsangebote für Erwachsene.

Familienzentrum »Menschenskind« Wittenberg

Mit dem Projekt wurde auf das Bedürfnis der Eltern nach Austausch und Information reagiert. Die Mitarbeiterin schreibt über ihre Arbeit: »Mit der Öffnung dieser Gruppe (auch für nichtchristliche Familien) hat diese Gruppe an Zuspruch zugenommen. Wir treffen uns jetzt immer wöchentlich in zwei Krabbelgruppen und zwei Spielgruppen. Es sind im Durchschnitt immer 12 Mütter mit ihren Kindern da. Es sind aufgeschlossene Gruppen, die neue Ideen mit einbringen. Jedoch wird die Kompetenz der Mitarbeiterin nicht nur als Gemeindepädagogin, sondern auch als Erzieherin gefordert.« Neben diesen Gruppen treffen sich die Eltern zum Elternstammtisch, zu Familien- oder Mütterwochenenden oder zu Informationsabenden zu verschiedenen Erziehungsthemen. Die städtischen Einrichtungen unterstützen die Angebote.

Durch den Prozess sind nicht nur neue Angebote entstanden, auch die regelmäßige Arbeit mit Gruppen hat sich verändert. Kennzeichen dafür sind:

- Mehr Angebote für Eltern (Unterstützung in der Erziehung)
- Gründung von Teams ehrenamtlich Mitarbeitender Eltern im begrenzten Zeitrahmen und unter Einbeziehung ihrer Kompetenzen (z.B. Tischlermeister - Kirchenwerkstatt, Apothekerin - gesunde Ernährung)

- Verstärkte Zusammenarbeit mit anderen Trägern und Einrichtungen wie dem Evangelischen Krankenhaus, Krankenversicherungen, Sportvereinen, Naturschutzbund oder Schulhorten

Vernetzung

Die Vernetzung mit anderen Trägern wurde innerhalb des Prozesses ein wichtiges Kriterium für den Erfolg der Projekte. Dies war am Beginn nicht so deutlich. Die Veränderung der inneren Haltung, die Öffnung von Kirchengemeinden und Mitarbeitenden in den öffentlichen Raum hinein (z.B. durch Veröffentlichung in der örtlichen Presse oder durch Anfragen zur Mithilfe) hat unerwartete Resonanz gefunden. Mittlerweile gibt es Anfragen von Kindergärten, Kommunen und Schulen zur Zusammenarbeit mit den Kirchengemeinden. Für die durch Entkirchlichung

Impulse

Das Thema Familie. Entwicklungen und Perspektiven

Von Cornelia Coenen-Marx

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Seit dreieinhalb Jahren arbeiten die Evangelische Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf), das Diakonische Werk der EKD, das Sozialwissenschaftliche Institut der EKD (SI) und Referentinnen im Kirchenamt der EKA daran, die Familienpolitik in der EKD und ihren Gliedkirchen zu analysieren, die Herausforderungen und Probleme zu beschreiben und gemeinsame inhaltliche und strukturelle Perspektiven zu entwickeln. Es geht um einen besseren Informationsfluss zwischen den Arbeitsfeldern und Ebenen, eine bessere Wirksamkeit bei aller Wertschätzung der Vielfalt und um einen guten Dialog zwischen soziologischer Analyse und theologischer Deutung und Orientierung.

Die Zusammenarbeit begann im Sommer 2008 mit einer gemeinsamen Umfrage zur Situation des Arbeitsfeldes Familie, zu Strukturen und Be-

geprägte ostdeutsche Wirklichkeit ist dies eine erstaunliche Erfahrung.

Fazit

Prozesse, die Veränderungen wollen, müssen zu allererst die Mitarbeitenden in den Blick nehmen. Mit ihnen muss an der Veränderung der inneren Haltung und an den handwerklichen Fähigkeiten gearbeitet werden. Ihnen darf kein fertiges Projekt zur Umsetzung vorgelegt werden. Vielmehr sollten sie befähigt werden, eigene Projekte zu entwickeln und umzusetzen, die ihren eigenen Interessen und Fähigkeiten sowie den regionalen Gegebenheiten gerecht werden. Diese Prozesse brauchen außerdem einen langen Atem und Kontinuität in der Begleitung. Rund sechs Jahre nach dem Beginn sehen wir nun an vielen Stellen die Früchte des Prozesses wachsen. [1]

schlusslagen in den Landeskirchen. Im November 2008 folgten im Kirchenamt der EKD zwei Veranstaltungen zum Thema »Familie«, bei denen die Ergebnisse vorgestellt wurden: ein Hearing zu Familienbildern, das von EKD, EAF und SI der EKD gemeinsam veranstaltet wurde, und ein Workshop der Vorsitzenden und Geschäftsführenden der Verbände, die in der EKD im Handlungsfeld Familie arbeiten. Diese Verbände hatten bereits im Jahr 2007 einen Kooperationsverbund gegründet, um gemeinsame Ziele zu definieren und im Blick auf Fort- und Weiterbildungen, Tagungen und die Arbeit in Landeskirchen und Kirchenkreisen nach Synergien zu suchen.

Mehrfach hat sich der Rat der EKD seitdem mit den inhaltlichen Fragestellungen, aber auch mit der zukünftigen Struktur des Arbeitsfeldes beschäftigt. Im Februar 2009 wurde unter Vorsitz von Dr. Christine Bergmann eine Ad-hoc-Kommission mit dem Titel »Ehe und Familie stärken – Herausforderungen für die Familienpolitik« berufen. In dieser Kommission sind Wissenschaftlerinnen und Kirchenleute, Mitglieder aus Verfasster Kirche, Diakonie und Verbänden. Sie hat den Auftrag, angesichts des gesellschaftlichen und politischen Wandels über Konsequenzen für

die kirchliche Familienpolitik zu beraten. Die Kommission hat ihre Arbeit im Oktober 2009 aufgenommen und dem Rat im vergangenen Sommer eine erste Textfassung für eine mögliche »Familiendenkschrift« vorgelegt.

Sie stellt – nach einer Darstellung der gesellschaftlichen Trends, der eine kurze historische Einordnung folgt – die Veränderungen in Ehe- und Familienrecht und Gesetzgebung sowie den Wandel in kirchlichen Stellungnahmen und Beschlüssen dar. Auf eine theologische Orientierung folgen dann Empfehlungen für kirchlich-diakonische Handlungsfelder in Landeskirchen, Kirchenkreisen und Gemeinden sowie sozialpolitische Empfehlungen zur Stärkung von Ehe, Familie und Partnerschaft. Die Ad-hoc-Kommission nimmt dabei die Beratungsergebnisse der Kommission zur Veränderung des Personenstandsregisters auf. Die Diskussion im Rat hat einige offene Fragen und Diskussionspunkte benannt, an denen nun weiter gearbeitet wird.

Eine Orientierungshilfe der EKD zu Ehe und Familie soll sich an Politik und Gesellschaft richten und muss deutlich machen, wohin der Weg gehen soll zwischen der flexiblen Doppelverdiener-Ehe mit Infrastruktur für die Kinderversorgung und schwindenden familiären Bindungen einerseits und dem Back-to-Basics mit Zeitgewinn, vielleicht aber auch auf Kosten der Frauen andererseits. Sie soll kirchlichen Verantwortungsträgern Hinweise geben zur Gestaltung des Arbeitsfeldes und Gemeinden Ideen für die Arbeit mit Familien vermitteln. Und sie soll schließlich ganz normale evangelische Familien ansprechen und ihnen Mut machen zum gemeinsamen Leben. Genau darin liegt eine immense Herausforderung. Denn so ein Text wird in den Gemeinden auf eine differenzierte und widersprüchliche Wirklichkeit stoßen. Einerseits erleben Kirchengemeinden nicht nur in Tageseinrichtungen und Konfirmandenkursen die gesellschaftliche Differenzierung von Familien – Alleinerziehende und Geschiedene, Patchworkfamilien und Kinder, die in den neuen Familien von Vater und Mutter zu Hause sind, Berufstätige, die ihre pflegebedürftigen Eltern pflegen, Familienfrauen, die den Wert ihrer Arbeit nicht geschätzt sehen, Wohngemeinschaften aller Generationen, Singles, die sich Familie wünschen, gleichgeschlechtliche Paare. Andererseits ist bei jeder Trauung zu spüren, dass auch Geschiedene die »traditionelle Form der Ehe« nach wie vor attraktiv finden. Und vermutlich sind die kirchlichen Orte zugleich Sehnsuchtsorte der Hoffnung auf ein gelingendes und stabiles Familienleben, Orte, an denen andere Erfahrun-

gen wenig Raum haben. Das jedenfalls legt die heute hier vorgestellte Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD nahe.

Gibt es also noch ein »Normalitätskonzept« von Familie, oder ist gerade die unterschiedliche und wechselnde Gestalt der Normalfall? Soll ein kirchlicher Text auch weiterhin ein Leitbild von Familie formulieren oder besser beschreiben, was ein gelingendes Miteinander möglich macht und wie mit Scheitern und Verletzungen umzugehen ist? Geht es um Form oder Funktion, um eine Lebensordnung oder das »doing family«? »Form follows function«, heißt es im Design – ist es vielleicht so, dass die traditionelle Ordnung von Ehe und Familie einfach eine besonders gute Form bietet, um gemeinsam zu leben? Noch immer ist allerdings gerade an den Pfarrhäusern ablesbar, wie gesellschaftliche Wirklichkeit sich ändert – und Ordnungen sich überholen. Geschlechterordnungen mit dem Eintritt von Frauen ins Pfarramt, mit der Berufstätigkeit von Pfarrfrauen; Ordnungen des Dienstrechts mit der wachsenden Akzeptanz von Scheidungen, mit dem Kampf um gleichgeschlechtliche Partnerschaften und mit interreligiösen Beziehungen in den Landeskirchen. Pfarrhäuser sind der Ort, wo das System Gemeinde und das System Familie, von denen Professor Domsgen auf dieser Tagung sprach, sich verknüpfen und überlagern – das zeigt sich in Konflikten um das Pfarramt zwischen kirchlicher Norm und gesellschaftlicher Veränderung.

Den Mitgliedern der Ad-hoc-Kommission ist wichtig, dass die Vielfalt der Formen nicht nur Verlust und »Auflösung« bedeutet, sondern auch Befreiung zur Individualität und Stärkung der Rechte von Frauen und Kindern. In dem Wissen, dass gerade die patriarchale Geschichte von Ehe und Familie auch zu vielfachem Leiden und unfreiwilligem Verzicht geführt hat, soll gleichwohl zu Bindung und Gemeinschaftsfähigkeit ermutigt werden. Dabei sollen die gesellschaftlichen Herausforderungen, die Familien in Zerreißproben führen und oftmals überfordern, deutlich benannt werden – so wie etwa das Spannungsfeld zwischen Individualität und dem Wunsch nach Gemeinschaft.

Das Verhältnis von Freiheit und Bindung, von Individualität und Gemeinschaft, Autonomie und Angewiesenheit hat die Arbeit der Kommission wesentlich bestimmt. Anstelle des ursprünglich vorgesehenen Titels »Ehe und Familie stärken« heißt der Arbeitstitel deshalb derzeit: »Autonomie und Angewiesenheit – Familie als verlässliche Gemeinschaft gestalten und stärken.« Dabei geht

die Gruppe vom reformatorischen Freiheitsbegriff aus, der die Sozialität des Menschen immer schon einbezieht. Dem entspricht weder die individualistische Freiheit des Konsumenten noch die Anpassung an eine feststehende Ordnung. Der derzeitige Arbeitstitel rückt die familiäre Gemeinschaft in all ihren Formen in den Mittelpunkt – welchen Raum dabei neben der Ehe andere Lebenspartnerschaften einnehmen können, ist noch offen.

Damit sind allerdings grundlegende biblisch-theologische Fragen berührt. Kann eine Theologie der Familie als Vergewisserung und Neubestimmung eines eher funktionalen und inhaltlich-qualitativen Verständnisses von Bindung, Verlässlichkeit und Verantwortungszusammenhängen in der Familie dienen? Wer über eine Theologie der Familie nachdenkt, wird nicht einfach bei biblischen Leitbildern fündig – sie sind in starkem Maße von der Historizität ihrer jeweiligen Zeit geprägt und in der Regel nicht einfach in unsere Zeit übertragbar. Gleichwohl stehen jedem und jeder sofort zwei biblische Quellen vor Augen – Schöpfungsgeschichte und Scheidungsverbot. Sie bilden die Ecksteine in den Trauagenden und gelten als Grundlage für Ehe und Familie als Institution. Diese statische Ordnungstheologie trägt jedoch für die meisten nicht mehr. Sie erinnert viele an ein patriarchales Familienbild, an Effi Briest und Noras Puppenheim. Nicht nur gesellschaftliche Emanzipations- und Veränderungsprozesse stehen dagegen, die neuere Gesetzgebung ist ihnen gefolgt. Bedeutet das aber, dass diese Texte uns nichts mehr zu sagen haben? Keinesfalls: Der Schöpfungsbericht hält nämlich fest, dass Menschen auf Sozialität hin angelegt sind, er erzählt von Differenzenerfahrungen, Schuld und Verletzlichkeit, von Generativität und Weltbezug, er verweist auf unsere Mitgeschöpflichkeit und auf die notwendige Offenheit für ein Drittes, das unser Miteinander konstituiert, trägt und nach vorne öffnet.

Der Ad-hoc-Kommission kommt es darauf an, den Blick in dieser Weise zu weiten. Vielleicht gelingt das mit einer entfalteten Bundes- und Segenstheologie. Vom Schöpfungssegen über den Regenbogen und den Sinaibund bis zu Taufe und Berufung geht es um die Entsprechung zum Segens- und Versöhnungshandeln Gottes in unserem menschlichen Miteinander. Nicht nur unser Gottesbild wird durch die Erfahrung in unseren Familien geprägt, umgekehrt kann auch unsere Gotteserfahrung unser Zusammenleben verändern, so wie es die Weihnachtsgeschichte über Maria und Josef erzählt. Es geht darum, für Gottes Wirklichkeit offen zu sein – im Gebet, im

Blick auf die Zukunft, im Blick auf die Welt und auch auf Veränderungsprozesse. Eine Theologie des Segens, eine Bundestheologie ist dynamisch. Sie nimmt ernst, dass auch Ehe und Familie immer neu gegründet und gestärkt werden müssen. Unterwegs sein mit Gott, das bedeutet aber auch, sich einzulassen auf verlässliche Bindungen.

Das Neue Testament zeigt das an der Nachfolgegemeinschaft der Jünger und Jüngerinnen. Eine Gemeinschaft jenseits der bisherigen familiären Bindungen; auch als Alternative zu den Herkunftsfamilien. Die Ad-hoc-Kommission ringt noch darum, was das letztlich bedeutet: immerhin spricht Jesus seinen Jüngerinnen und Jüngern die Freiheit zu, den Weg mit ihm zu wählen – der Berufung zu folgen. Zugleich allerdings legt er mit dem Scheidungsverbot gerade die Ehemänner, die den Entlassbrief geben konnten, auf die Verantwortung für ihre Frauen fest. In der Nachfolgegemeinschaft entsteht Bindung, gegenüber patriarchalen Familienstrukturen wird Freiheit gelebt. Daraus sind die Kriterien zu entwickeln, die ein evangelisches Verständnis von Familie zwischen Autonomie und Angewiesenheit tragen. Sie werden denen entsprechen, die im neuen EKD-Pfarrdienstrecht so benannt sind: Verbindlichkeit, Verlässlichkeit, Verantwortlichkeit und Offenheit für Gottes Segenshandeln.

Die Stabilität von Familien ist aber nicht nur von innen, sondern immer auch von außen bedroht. Die Verfasstheit einer Gesellschaft beeinflusst eben auch das Private. Es kann also nicht nur um individualethische Fragen oder um das System Familie gehen – es geht auch um Sozialethik. Zu den größten gesellschaftlichen Herausforderungen gehört der Mangel an Zeit. Wir leben in einer Gesellschaft, die Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt rückt und die Aufmerksamkeit für die vielfältigen Sorgetätigkeiten in Erziehung, Pflege, Hauswirtschaft vermissen lässt. Wie das Spannungsfeld von Autonomie und Angewiesenheit, so bildet auch die Bedeutung von Zusammenhalt und Caring in einer immer weiter sich ökonomisierenden Gesellschaft eine wichtige Achse des bisherigen Textes.

Dabei geht es nicht nur um die Rolle der Frauen, denen selbst in der DDR mit ihrer anscheinend so gleichberechtigten Familienpolitik zusätzlich zu ihrer Erwerbstätigkeit die Hauptlast der kostenlosen Sorge zugewiesen wurde. Es geht vielmehr auch um die Verantwortung der Väter, um das Konzept der »partnerschaftlichen Familie«, die auch von der Sozialpolitik als öffentliches Gut gesehen und unterstützt werden muss – durch die

entsprechende Infrastruktur, aber auch durch eine angemessene Anerkennung von Erziehungs- und Pflegezeiten in den Erwerbsbiografien wie in den sozialen Sicherungssystemen. Letztlich wird es in den nächsten Jahren darauf ankommen, Übergänge zu gestalten zwischen einer sozialen Wirklichkeit mit Halbtagschulen und Teilzeitarbeit von Frauen, in der die Familienarbeit von Frauen geleistet und unzureichend gewürdigt wurde, hin zu einer partnerschaftlichen Familie mit erwerbstätigen Partnern, einer unterstützten Infrastruktur und von beiden Partnern geleisteter Sorgearbeit in Erziehungs- und Pflegezeiten.

Kinder brauchen beide Eltern. Die Biografien von Männern und Frauen, aber auch von Familien, sind heute vielfältiger und weniger vorhersehbar, als das in der Vergangenheit der Fall war. Wo immer es aber gelingt, die jeweiligen Herausforderungen gemeinsam zu bewältigen, wird damit nicht nur der private, sondern auch der gesellschaftliche Zusammenhalt gestärkt. Familien sind wichtige Knotenpunkte in funktionierenden Nachbarschaften und bieten damit Anknüpfungspunkte für professionelle Dienstleistungen. Dabei werden Brückenschläge zwischen privater und gesellschaftlicher Verantwortung, zwischen dem persönlichen Füreinander-Einstehen und professionellen Dienstleistungen in Zukunft besser gestaltet werden müssen – in Erziehungspartnerschaften wie in Pflegearrangements.

Hier sind auch die Chancen und Herausforderungen für Kirchengemeinden anzusprechen. Tageseinrichtungen für Kinder und Familienzentren, Diakoniestationen und Mehrgenerationenhäuser können eine zentrale Rolle für die Gemeindeglieder spielen. Im Blick auf Bildungsangebote und Armutsprävention, auf Beratung und Pflegedienste ist ein gutes regionales Miteinander von Kirche und Diakonie entscheidend. Nicht nur in der

EKD, sondern auch in vielen Landeskirchen steht das Thema Familie zur Zeit neu auf der Tagesordnung. Das zeigt sich in Synodenbeschlüssen, der Gründung von Familienbeiräten, Umstrukturierungen. Gemeinden, die Angebote für Familien machen wollen, werden über ihren eigenen Umgang mit Zeit nachdenken müssen. Eine familienfreundliche Personalpolitik wird genauso zum Thema werden wie neue Rituale und Kasualien.

Vor diesem Hintergrund startete im Frühjahr 2010 das Projekt des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, das auf dieser Tagung vorgestellt wurde. Die Vielfalt der Ansätze zeigt deutlich, dass eine Neuaufstellung und Definition der Ziele auf EKD-Ebene dringend erforderlich ist. Immerhin beschloss die EAF schon im Sommer 2009 einen Reorganisationsprozess, in dem besonders die Zusammenarbeit mit den anderen Fach- und Mitgliedsverbänden in den Blick genommen werden sollte. Dabei geht es letztlich um die Neuaufstellung der EAF und der BAG Familienbildung als kirchliches »Kompetenzzentrum Familie«, in dem die Aufgaben der Familienpolitik, Familienbildung und der Zusammenarbeit mit den Landeskirchen integriert werden.

Ich bin gebeten worden, hier einige Impulse für die Zukunft des Arbeitsfelds Familie in der EKD zu geben. Die Neuaufstellung von Strukturen ist dabei genauso wichtig wie die Durchführung von Projekten und die Arbeit in der vom Rat der EKD berufenen Ad-hoc-Kommission. Noch arbeitet die Kommission an ihrem Text, bearbeitet Anfragen des Rates, diskutiert miteinander. Offen ist, wann die erhoffte Denkschrift erscheint. Darüber entscheidet der Rat. Genauso wichtig wie ein abschließender Text sind aber die Diskussionsprozesse in den Landeskirchen, in der EKD. Dazu haben alle Beteiligten auf dieser Tagung wesentlich beigetragen. D

Arbeitsfeld Familie in Kirche und Gesellschaft

Kurzfassung des Vortrages / Von Landesbischof Jochen Bohl

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD, Eisenach, 2. - 3.2.2012

In den Familien vollziehen sich gegenwärtig so schnelle und tiefgreifende Veränderungen wie in kaum einem anderen Lebensbereich. Der jährliche Familienreport des BMFSFJ dokumentiert den Wandel, dessen Tendenz eindeutig ist: Die Institutionen Ehe und Familie stehen stark unter dem Einfluss der Individualisierung und der Pluralisierung der Lebensverhältnisse.

Besonders bedeutsam ist wohl, dass der Zeitpunkt der Familiengründung sich stetig nach hinten verschiebt und der Anteil der Frauen, die kein Kind geboren haben, weiterhin zunimmt. Bemerkenswert ist auch die stark steigende Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften und der alleinerziehenden Familien. 2010 waren 19 % aller Familien alleinerziehend, im Osten der Republik ist der Anteil deutlich höher. In Sachsen wurden im vergangenen Jahr 62 % der Kinder nichtehelich geboren, und ca. 25 % der Kinder leben im ALG-2-Bezug. Kinder sind ein Armutsrisiko bzw. -indikator.

Es gibt gegenwärtig ein nie dagewesenes Maß an Freiheit in der Gestaltung des Zusammenlebens. Der Wandel löst allerdings auch Konflikte aus und verschärft vorhandene Probleme. Erlebte Verletzungen aus Trennungen spielen in vielen Lebensgeschichten eine bedeutende Rolle, nicht zuletzt in denen von Kindern. Mitarbeiterinnen aus den diakonischen Beratungsdiensten berichten, dass vielen Klienten im Paarkonflikt keine anderen Möglichkeiten zur Verfügung stehen als die Trennung. Bindungsschwäche und -unfähigkeit sind geradezu endemisch geworden.

Dabei richtet sich, wie wir nicht zuletzt aus der aktuellen Shell-Jugendstudie wissen, die Sehnsucht der allermeisten auf das vertraute Modell der lebenslangen Gemeinschaft – mit Kindern. Aber diese Hoffnung zu leben, gelingt angesichts der Zerbrechlichkeit der Ehen und Liebesbeziehungen nicht.

Der Wandel in den Sozialgestalten von Ehe und Familie ist allerdings nichts Ungewöhnliches. Man denke nur an die Heiratsverbote, die über lange Zeiten für große Teile der Bevölkerung galten, an die Forderung schon in den Bauernkriegen der Reformationszeit nach Eheschließungsfreiheit, die es aber erst seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gibt. Oder an die Zeit der Romantik, in der es (zum fassungslosen Erstaunen vieler Zeitgenossen) üblich wurde, Ehe und Familie auf ein Gefühl, die Liebe, zu gründen.

Für einen evangelischen Theologen ist die Einsicht in die Veränderbarkeit des Familienlebens keine aufregende Entdeckung. Denn mit Luther sehen wir die Ehe wohl als eine gute und segensreiche Ordnung Gottes, aber deswegen bleibt sie doch ein »weltlich Ding«, sie ist kein Sakrament. Das war eine revolutionäre Einsicht der Reformation, übrigens mit dauerhaft tiefgreifenden Wirkungen auf die Gesellschaft; man denke nur an die Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses.

Aus der Bibel können drei grundlegend hilfreiche Orientierungen abgeleitet werden. In der Schöpfungsgeschichte lesen wir: »Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhängen, und sie werden eins sein.« Darin liegt zunächst eine Verheißung der Freuden, die mit dem Eins-Sein verbunden sind, in einem umfassenden Sinn, von der Lust und der Liebe bis zu der Hilfe in der Not und dem Trost in Krisen. Es ist gut, nicht allein zu sein, sondern gemeinsam den Reichtum des Menschseins zu entdecken und in der außerordentlichen Nähe der Ehe Erfüllung zu finden. Dazu gehört elementar die Übernahme von Verantwortung füreinander und das Mühen um verlässliche Gemeinschaft in den Herausforderungen, die das Leben stellt. Zu unseren Aufgaben gehört die Weitergabe des Lebens, selber Vater und Mutter werden – »eins sein« – ist zu verstehen im Kontext einer Zeit, in der der Sexualakt nicht abgekoppelt war von der Fortpflanzung, anders als in diesen modernen Zeiten der Empfängnisverhütung. Wir sollen Eltern werden, und das ist eine bedeutsame Aussage in einer Zeit, in der ein nicht geringer und zunehmender Teil von Männern und Frauen angibt, für sich selbst andere Lebensentwürfe zu verfolgen. Elternschaft gilt weithin als eine Option unter anderen; und darin liegt eine der Ursachen für die demografische Krise. Wir sehen es anders und werben für das


Leben mit Kindern und erzählen von der Schönheit, die darin liegt.

Zweitens – Verantwortung tragen wir füreinander immer in der Generationenfolge. Das 4. Gebot lautet: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf dass es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden.« Wir ermutigen zur Familie in einem umfassenden Sinn; und meinen dabei immer mehrere Generationen, die aufeinander angewiesen sind und dementsprechend füreinander sorgen. Familie ist, wo Kinder sind: Solange meine Eltern leben, bleibe ich ein Kind und bin in einer wechselseitigen Verantwortungsgemeinschaft, in der Familie, mit ihnen verbunden. Das Band der Generationen ist unauflöslich; und es ist eine Illusion zu meinen, der Sozialstaat könne davon dispensieren. Wenn die eigenen Kinder ihre Eltern im Alter nicht versorgen und pflegen, so werden es die Kinder anderer Leute tun müssen. Eine der Folgen der demografischen Krise, der »Unterjüngung«, ist der Pflegenotstand, den wir schon jetzt spüren; und er führt zu der Einsicht, dass es nicht genügend Kinder »anderer Leute« geben wird und also nicht genügend Pflegekräfte. Vor diesem Hintergrund ist sehr erfreulich, dass der Deutsche Bundestag kürzlich das Familienpflegezeitgesetz beschlossen hat, das es Berufstätigen ermöglicht, die alt gewordenen Eltern häuslich zu pflegen.

Drittens hören wir auf Jesus Christus, der in der Bergpredigt sagt (Mt. 5,27f): »Ihr habt gehört, dass gesagt ist (2. Mose 20, 14): ‚Du sollst nicht ehebrechen.‘ Ich aber sage euch: Wer eine Frau ansieht, sie zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen.« Das ist eine Verschärfung des 6. Gebots; und sie ist zunächst jedem Menschen höchstpersönlich gesagt. Eines der ganz großen Probleme der Familien sind ihre Zerbrechlichkeit und die Verletzungen, die von Trennungen verursacht werden. Die großen Freiheiten stehen im Vordergrund; zumal die Freiheit, sich zu trennen. Das Elend aber, das entsteht, wenn sie nicht *verantwortlich* gelebt werden, bleibt im Schatten. Wenn die Trennungen endemisch geworden sind, wie in diesen

Tagen, gilt erst recht: Freiheit verlangt nach Bindung, und die Freiheit eines Christenmenschen besteht auch darin, dass er seinem Nächsten dient, zum »Knecht« wird. Das ist die Sicht des Glaubens, und darum setzen wir uns als Kirche dafür ein, dass die Ehe als die verbindliche Grundlage der Familie weiterhin einen besonderen Schutz in unserer Gesellschaft genießt; und wir ermutigen zu ihr. Wir tun das, weil wir davon überzeugt sind, dass die Ehe das gute und gültige Leitbild ist; auch für die Menschen, die nicht in ehelicher Gemeinschaft leben. Wie gesagt, aus der Bibel lässt sich zwar keine normativ verbindliche Beschreibung von Ehe und Familie ableiten, die Trauung als geistliches Geschehen macht aber deutlich, dass es um Verlässlichkeit, dauerhafte Verbindlichkeit und Vertrauen geht. Die Ehe ist aus christlicher Sicht der Versuch, das niemals garantierbare Glück einer Beziehung zwischen Mann und Frau in all seiner Angreifbarkeit zu mehren und zu schützen. Sie ist das Angebot Gottes, den Reichtum der Unterschiedlichkeit von Mann und Frau in die je unterschiedlichen Begabungen als Vater und als Mutter zu überführen. Dabei dient jede Ehe dem Schutz des Schwächeren, sie bringt gegenseitige Verantwortung und Achtung zum Ausdruck. Unauflöslich im katholisch-sakramentalen Sinn ist die Ehe uns nicht, aber wir trennen uns nicht leichtfertig. Aus der Hochschätzung der Ehe folgt auch eine Verpflichtung: Eine Kirche, die Menschen traut, hat auch die Aufgabe, sie durch schwierige Zeiten hindurch zu tragen und die Familien zu fördern.

Die gesellschaftlichen und kirchlichen Kernaufgaben sind aus meiner Sicht:

- Familie als Leben in Generationen begreifen und die Generationen wechselseitig aufeinander beziehen;
- den gesellschaftlichen Wandel sehen und in die Arbeit integrieren;
- für das Zusammenleben in Ehe und Familie werben; und
- die Familien in den verschiedenen Sozialgestalten in ihrem Zusammenhalt stärken. 

Podium

»Familie stärken in evangelischer Perspektive«

Statement von Christian Schwindt

Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD, Eisenach, 2. - 3.2.2012.

1. Familie ist eine generationenübergreifende Gemeinschaft mit starkem Beziehungskern

»Familie ist eine Gemeinschaft mit starken Bindungen, in der mehrere Generationen füreinander sorgen.« Diese Definition aus dem 7. Familienbericht der Bundesregierung schließt alle Formen, in denen heute Familie gelebt wird, mit ein. Die besondere Qualität der Beziehungen und die fürsorgende Verantwortung zwischen den Generationen stehen bei dieser Definition im Vordergrund, und das ist gut so!

2. Die Evangelische Kirche kann einen modernen Familienbegriff gut antizipieren, muss aber noch einige theologische Sachverhalte weiter klären.

Die Evangelische Kirche kann m. E. gut mit diesem Begriff leben und arbeiten, da er mit den biblischen Befunden zum Thema Familie durchaus korrespondiert. Wenngleich die Bibel unseren heutigen Familienbegriff so nicht kennt – sie ist an der antiken Vorstellung des Oikos orientiert, als (Haus-)Gemeinschaft derer, die unter einem Dach wohnen (einschließlich Magd und Knecht) und ihre Beziehungen gestalten –, so wird gerade die Güte der Ausgestaltung der familialen Beziehung intensiv thematisiert. Die Familienstruktur an sich findet in biblischer Perspektive kein herausragendes Interesse, aber die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern besitzen eine hohe Relevanz. Nicht die *Gestalt* der Beziehungen ist wesentlich, so könnte man mit Friedrich Horn sagen, sondern die *Gestaltung* der Beziehungen.¹

Allerdings ist gerade mit Blick auf die theologische Verhältnisbestimmung zwischen Familie und Ehe noch einige Arbeit zu leisten. Insbesondere die beiden wirkmächtigen Argumentationslinien der Segens- und der Bundestheologie bedürfen der weiteren Erörterung. Wenn der biblische

Segen in jedem Falle die Stärkung der Vitalitätskräfte des Menschen meint, über die er selbst nicht verfügt, dann gilt dieser Segen Gottes allen Familien dieser Welt, denn sie brauchen ihn. Gerade Familien durchleben und durchleiden ja die »Unverfügbarkeit des Lebens« intensiv.

Die Evangelische Kirche täte auf jeden Fall gut daran, jede Familienkonstellation wertzuschätzen und zu würdigen, die im oben genannten Sinne Familie lebt und alles nur Menschenmögliche tut, dass Liebe, Gerechtigkeit und Gleichheit der Beteiligten gelingt, ja Christus selbst Gestalt gewinnt.

3. Das Thema »Familie« muss ganz oben auf der Themenagenda einer gesellschaftlich verantwortlichen Kirche stehen

Die Evangelische Kirche hat im Kontext ihrer gesellschaftlichen Verantwortung intensiv dafür zu werben, dass Bedingungen der Möglichkeiten für eine familienfreundliche Gesellschaft weiter ausgebaut werden. Dabei kann sie sich von der lebensdienlichen Botschaft des Evangeliums getragen wissen, denn in dieser Botschaft geht es ja gerade auch um Glaube, Liebe und Hoffnung, um Teilhabe- und Verteilungsgerechtigkeit, um Achtung und Wertschätzung, um das Angenommen – sein auch angesichts von Verfehlungen und Schuld. Verantwortliche auf allen Ebenen unserer Kirche müssen sich für lebensdienliche und gerechte Rahmenbedingungen für Familien einsetzen, damit Familien atmen können und genügend Zeit und Ressourcen haben, das zu tun, was sie ausmachen: im Nahbereich menschlichen Beziehungsgeschehens dauerhaft und verlässlich generationsübergreifend füreinander da zu sein.


4. Die Evangelische Kirche muss ihre Vorbildfunktion als Organisation sehr ernst nehmen

Die Evangelische Kirche hat im Kontext des Themas Familie neben einem gesellschaftspolitischen Auftrag natürlich auch eine Aufgabe nach innen. Es geht hier darum, einen »familienfreundlichen Fußabdruck« in ihre(n) eigene(n) Organisation(en) sichtbar zu machen. Nur wenn es gelingt,

dass die Evangelische Kirche in Deutschland, ihre Gliedkirchen, Werke und Verbände, in der Gesellschaft als familienfreundlich angesehen wird, ist ihre Botschaft glaubwürdig und missionarisch sinnvoll. In diesem Zusammenhang stellen sich viele Fragen: rechtliche Fragen, Fragen einer angemessenen Life-in-Work-Balance, Fragen nach hinreichenden Unterstützungsstrukturen für Männer und Frauen, die Eltern pflegen und/oder Kinder haben, usw. Nicht zuletzt berühren diese Fragen das Thema Kirche als Arbeitgeber. Im Zuge zunehmenden Fachkräftemangels (etwa in der Pflege oder im Kitabereich) ist die Frage nach der Ausgestaltung eines familienfreundlichen Unternehmens auch für die Kirche kein Rand-

thema mehr. Natürlich stellt sich hier auch wieder eine theologische Aufgabe: z.B. die kritische Würdigung des protestantischen Arbeitsethos. Hier sind nicht nur Haupt-, sondern auch Ehrenamtliche gefragt, da auch sie häufig Leitungsverantwortung tragen.

Anmerkung:

¹ Vgl. auch Friedrich Horn, in Dokumentation 01/02, ...wo du willkommen bist – Familien gerecht werden in Kirche und Gesellschaft, Diakonisches Werk Hessen und Nassau, S. 42-43. 

Familien stärken in evangelischer Perspektive

Statement von Ute Gerhard

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD, Eisenach, 2. - 3.2.2012

In einer Zeit dramatischen gesellschaftlichen und kulturellen Wandels, der insbesondere die familiären Lebensformen, die Geschlechterrollen und die Eltern-Kind-Beziehungen betrifft, ist unser Reden und Nachdenken über Familie durch große Unsicherheiten, widersprüchliche Erwartungen und auch manche paradoxe Folgen geprägt. Hinzu kommt, dass jeder und jede aus einer Familie kommt bzw. in einer Form von Familie lebt und damit aus den eigenen guten oder schlechten Erfahrungen Experte/in ist und seinen oder ihren Lebensentwurf meint verteidigen zu müssen. Das bedeutet, Familie ist keineswegs nur ein theologisches, soziologisches oder politisches, sondern immer auch ein persönliches und meistens sehr emotional besetztes Thema. Das aber erschwert eine Verständigung darüber, was wir unter Familie verstehen und wie wir sie in evangelischer Perspektive stärken können.

Nun bin ich nicht nur Soziologin, die über die Vielfalt neuer Familien- und Lebensformen weiß und aus der Geschichte gelernt hat, dass es auch in der Vergangenheit niemals die »klassische« Familie gegeben hat, vielmehr eine Vielfalt verschiedener Lebensformen, die geradezu ein Kennzeichen der europäischen Entwicklung hin zur Moderne ist. Selbst das erst in der modernen

Gesellschaft erfundene Ideal der bürgerlichen Familie konnte am Ende des 19. Jahrhunderts allenfalls von einer bürgerlichen Schicht von höchstens 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung gelebt werden. Als außerdem überzeugte Protestantin erwarte ich, dass sich die evangelische Kirche zu den Menschen, die heute so und anders leben, klar, offen und vorurteilslos verhält. Ja, es ist die Grundlage meines christlichen Glaubens, dass Kirche, Gemeinde und Diakonie in Wort und Dienst im Sinne des Evangeliums Gleichberechtigung praktizieren, nicht nur aus Barmherzigkeit oder Solidarität mit den Schwachen, sondern aus dem Gedanken der Ebenbürtigkeit und Gleichheit der Menschen vor Gott – normativen Leitlinien, die dank christlichen Selbstverständnisses auch über die verschiedenen Religionen und Kulturen hinweg inzwischen zur Anerkennung von Menschenrechten geführt haben.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Es geht mir nicht darum, dass sich die evangelische Kirche in ihren Verlautbarungen und ihrer Praxis lediglich gesellschaftlichen Entwicklungen anpasst. Doch sie muss Position beziehen auch zu ihrer eigenen Verantwortung als Institution und ihrer nachhaltigen Geschichte. Denn da wird zu leichtfertig Bezug genommen auf eine christlich-abendländische Tradition der Ehe, die zwar Monogamie und Liebe predigte, jedoch die ehelichen Pflichten und Verantwortung dafür einseitig den Frauen auferlegte, während sie die Vorrechte des Ehemannes und Vaters gegen alle Einsicht und Rechtsfortschritte Jahrhunderte lang verteidigte. Noch 1952 heißt es – zum Beispiel für ähnliche Verlautbarungen – in einer Stellungnahme der EKD zum erst 1957 ver-

abschiedeten Gleichberechtigungsgesetz im Blick auf das alleinige Entscheidungsrecht des Vaters in Erziehungsfragen: »Die christliche Kirche, die Gott als den Vater verehrt, kann mit der Beseitigung der väterlichen Entscheidungsgewalt nicht den Anschauungsgehalt dieses Bekenntnisses und der entsprechenden apostolischen Mahnungen preisgeben.« Erst 1994 ist im »Wort des Rates der EKD« anlässlich des »Internationalen Jahres der Familie« die Rede von der Ehe »als guter Gabe Gottes«, in der »beide Partner Gebende und Nehmende (sind). Sie sollten es auch zu gleichen Teilen sein.« Und erst in der Schrift »Was Familien brauchen« (EKD 2002) wird dies konkreter und die »Notwendigkeit« gesehen, »der veränderten Lebenswirklichkeit gerecht zu werden, in der immer mehr biografische Situationen dazu führen, dass Eltern ihre Kinder nicht im Rahmen der Institution Ehe erziehen.«

In den »Familienpolitischen Leitlinien« der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf) sind diese Ansätze zu »Familie aus evangelischer Sicht« im Einzelnen ausgeführt, sie können hier nur in Stichworten genannt werden. Es geht um Familie als Quelle gesellschaftlicher Solidarität und verlässlicher Beziehungen, um den fairen und gerechten Umgang mit der Vielfalt von Le-

bensformen, um den Respekt vor unterschiedlichen Erfahrungen und Traditionen und um Achtsamkeit für die Bewältigung familiärer Aufgaben. Dazu gehören Gleichberechtigung, die Rechte der Kinder, eine Neuverteilung der Alltagsarbeit und Sorge für andere als Aufgabe von Männern und Frauen sowie Anerkennung von Würde und Selbstbestimmung in der Pflege etc. Wenn die evangelische Kirche der Zukunft nicht noch mehr Mitglieder verlieren will, ergibt sich aus der Fülle dieser Aufgaben eine Vielzahl von Baustellen für kirchliches Handeln und ihre Positionierung im gesellschaftlichen Raum, in der Gemeindegemeinschaft, in der Diakonie und nicht zuletzt für die Kirche als Arbeitgeber. Doch welche andere in einem gemeinsamen Bekenntnis, in bewährten als auch kritisch reflektierten Traditionen und in der Zivilgesellschaft verankerte Institution hat so viele Möglichkeiten, um eine Vorbildfunktion für mehr Gerechtigkeit in der Welt zu erfüllen, neue Prioritäten im Blick auf eine fürsorgliche Praxis und Sorge für andere zu setzen und für das Gelingen partnerschaftlicher Beziehungen, für das glückliche Aufwachsen von Kindern und die Solidarität zwischen den Generationen einzutreten, als die evangelische Kirche und ihre engagierten Mitwirkenden? – Es wäre unverzeihlich, diese Chance engherzig zu verspielen. **D**

Familien stärken - in evangelischer Perspektive

Statement von Birgit Löwe

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD. Eisenach, 2. - 3.2.2012

Familie lebt in vielen Formen. Familie wird also überall dort wahrgenommen, wo füreinander und miteinander verlässlich Beziehung gelebt und Verantwortung zwischen den Generationen übernommen wird. Familie lebt in vielen Situationen. Das Leben von Familien wird von persönlichen, sozialen und materiellen Ressourcen getragen und bestimmt.

Familie lebt in vielen Zusammenhängen. Die Lebenssituationen von Familien sind immer auf dem Hintergrund der politischen, gesellschaftlichen und sozialen Hintergründe zu betrachten und zu verstehen.

Kurzum: Familie lebt in Vielfalt, und die Vielfalt muss Gestaltung finden, und zwar so, dass Familien sich in ihrer individuellen Situation angenommen, respektiert und wahrgenommen fühlen und sich in gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wiederfinden, die zu einem gelingenden (Familien-)Leben beitragen können.

Diese Vielfalt ist eine der größten Herausforderungen, ist sie doch eng mit Schlagworten wie Flexibilität, Mobilität, Individualität oder Autonomie verbunden. Diese halten nicht gerade dazu an, »gemeinsame Sache zu machen«. Sie machen es im Gegenteil bisweilen schwer, gemeinschaftlich Verantwortung zu übernehmen.

Auch in evangelisch-diakonischen Zusammenhängen haben wir es immer wieder schwer, die Vielfalt in und von Familien zu gestalten oder und ihr angemessen zu begegnen. Selbstverständlich, und das würde niemand in Kirche und Diakonie ernsthaft bestreiten, wollen wir mit unse-

rem kirchlich-diakonischen Handeln einen Ort für Familien schaffen und ein Ort für Familien sein.

Kirche und Diakonie sind in vielerlei Hinsicht stark an den Auffälligkeiten, Problemen und Defiziten orientiert. Die Ausrichtung ihrer Angebote und Dienste ist immer noch stark defizitorientiert. Da bieten wir einerseits Beratung in Erziehungsfragen, Eheproblemen oder wie in (teil-)stationären Wohneinrichtungen familienunterstützende und -ergänzende Maßnahmen an. Da bieten wir andererseits Familienbildung bzw. Familienerholung an. Dabei begegnen uns Kindergarteneltern, Alleinerziehende, Menschen mit Migrationshintergrund, Konfirmanden und Konfirmandinnen, pflegende Angehörige, Patienten und Patientinnen der Diakoniestationen oder aber älter werdende Menschen in den Seniorentreffs oder bei der Tafel.

Es begegnen uns also Familien, die in vielerlei Hinsicht ein Hort der Zuneigung, der Verlässlichkeit, des Vertrauens, der Unterstützung, der Lebensbewältigung und der lebenslangen Gemeinschaft in Verantwortung sind. Familie kann in der Verantwortung für die aufwachsende und für die älter werdende Generation stehen.

Familienarbeit ist in unserer Gesellschaft im höchsten Maße Privatsache. Das ist sicherlich grundsätzlich auch erst mal gut so. Doch Familie kann es auch schwer haben, bis dahin, dass sie scheitern kann. Dann kann und darf Familie keine Privatsache bleiben. Dann braucht Familie die Aufmerksamkeit, Unterstützung und Wertschätzung der Gesellschaft. Dann braucht Familie die Gewissheit der Anerkennung kirchlich-diakonischen Handelns durch Wahrnehmung, (materielle) Unterstützung und ausreichende Angebote. Nur in diesem Dreiklang von Wertschätzung – Geldleistung – Infrastruktur kann Familienleben in unserer Gesellschaft und in unserem gemeindlichen Zusammenleben so gelingen, dass Familien in jeglicher Hinsicht ein Vermögen sein werden.

Kirchlich-diakonisches Handeln getragen durch unser christliches Menschenbild und die unabwiesliche Würde eines jeden Menschen setzt bei der Begegnung mit Familien an deren Ressourcen und Stärken an. Begegnungen, Angebote und Unterstützungsnotwendigkeiten sollten familienunterstützend und -begleitend gestaltet werden. Ein alter Grundsatz pädagogischen Handelns besagt, die Arbeit mit anderen Menschen setzt da an, wo das Gegenüber Fähigkeiten zur eigenen Lebensbewältigung hat. Wenn wir es ernst nehmen wollen, Familien in evangelischer Verantwortung zu stärken, dann wird sich das kirchlich-diakonische Handeln stärker an seinem Gegenüber zu orientieren haben und nicht das Gegenüber an dem kirchlich-diakonischen Handeln.

Neben dieser individuellen Perspektive auf die Fähigkeiten, Kompetenzen und Potenziale von Familie an sich stehen wir als Kirche und Diakonie auch in der Verantwortung, uns gesellschaftlich bzw. anwaltschaftlich einzumischen. Nochmals auf den Dreiklang von Wertschätzung – Geldleistung – Infrastruktur zurückkommend, brauchen wir in unserer Gesellschaft

- politisch klare und familienorientierte Entscheidungen, die Rahmenbedingungen setzen, so dass Familien sich in ihrer Vielfalt unterstützt und wertgeschätzt erleben können.
- eine angemessene finanzielle Unterstützung von Familien, die ihnen allen voran ein vor Armut schützendes Einkommen ermöglicht und die in der Familie geleistete Arbeit wertschätzt.
- eine flächendeckende Infrastruktur, die Kindern und Jugendlichen sowie deren Familien ermöglicht, an Bildung und gesellschaftlicher Verantwortung teilhaben zu können.

Nur mit diesem Dreiklang wird es gelingen, Familien zu stärken. Denn die Zukunft muss heißen:

Familien stärken – damit (Familien-)Leben gelingt. **D**

Familien stärken in evangelischer Perspektive

Statement von Christel Riemann-Hanewinkel

»Familien stärken in evangelischer Perspektive«, Fachtagung des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD in Kooperation mit Diakonie, Evangelischer Aktionsgemeinschaft für Familienfragen und Kirchenamt der EKD, Eisenach, 2. - 3.2.2012

Wenn Eltern stark sind, können auch ihre Kinder stark werden. Dazu ist es aber nötig, dass Familien nicht durch Umstände, die die Gesellschaft, die Politik, die Wirtschaft oder die Kirchen zu verantworten haben, schwach gemacht werden.

Familien wollen stark sein, und sie sind stark, sowohl für sich selbst, für verlässliche und auch strapazierfähige Beziehungen untereinander, als auch für die Gesellschaft. Familien verstehen sich als Lebens-, Liebes-, Vertrauens- und Solidargemeinschaft. Familienangehörige unterstützen sich gegenseitig, praktisch, mit erheblichen Geldtransfers, durch Kinderbetreuung und Pflege.

Bei Jungen und bei Alten steht die Familie als Lebensform hoch im Kurs! Bei den 18-Jährigen ist eine eigene Familie das wichtigste Ziel für ihr späteres Leben.

Eltern wollen für ihre Kinder das Beste! Z.B. einen Kitaplatz mit Zeit und Räumen zum Spielen und Lernen, möglichst in der Nähe zur Wohnung oder zum Arbeitsplatz. Gut ausgebildete, sich weiterqualifizierende und vor allem ausreichend Erzieher und Erzieherinnen und später Lehrerinnen und Lehrer sind ihnen wichtig. Denn sie wissen, dass Kitas und Ganztagschulen Orte sind, in denen ihre Kinder nicht nur gut aufgehoben sind, sondern spielend lernen, auch erfahren und erleben, was Freundschaft und Gemeinschaft ausmacht, wie Konflikte gelöst werden und dass miteinander streiten auch Versöhnung bedeutet.

Eltern brauchen Arbeitsplätze nicht nur zum Geldverdienen! Einen Beruf zu haben, etwas schaffen und leisten zu können, ist notwendig für das eigene Selbstwertgefühl, für die Anerkennung in der Gesellschaft und deren Mitgestaltung. Arbeitende Eltern sind nicht treulose Väter oder Rabenmütter, sondern notwendige und wichtige Vorbilder und Rollengeber für ihre Kinder. Kinder möchten auf das, was ihre Eltern können, stolz sein. Arbeitslose Eltern zu haben, kann eine der bittersten, im schlimmsten Falle eine prägende

Erfahrung für die Kinder sein. Sie beschädigt das Wertgefühl der Eltern ebenso wie das der Kinder.

Was alle Familienmitglieder brauchen, ist nicht das Bedauern für die »armen« Kinder berufstätiger Eltern, sondern Akzeptanz und Strukturen, politische Regelungen, die den Familien eine wirkliche Wahl und unterschiedliche Schwerpunktsetzungen in den Familienphasen ermöglichen.

Dazu gehören neben geschlechtergerechter Bezahlung, also »gleichem Lohn für gleichwertige Arbeit«, ausreichende Verdienstmöglichkeiten für Frauen und Männer, gerechte Besteuerung, Zeitsouveränität, »familienverträgliche« und nicht »familienfreundliche« Arbeitszeitmodelle, Gesetze, die die Ressourcen der Väter und Mütter stärken statt schwächen.

Kinder brauchen Großeltern, und Großeltern brauchen ihre Kinder. Auskömmliche, geschlechtergerechte Renten; Mehrgenerationenhäuser; Pflegezeitmodelle, die jede und jeder tatsächlich nutzen kann, weil sie nicht ins finanzielle Abseits treiben; Akzeptanz und Wertschätzung von Pflegearbeit; Verzahnung von ambulanten Pflegeangeboten mit Familienpflege; öffentliches Bauen, das die Mobilität nicht einschränkt, Menschen mit Behinderungen nicht ausgrenzt, sondern Teilhabe von Anfang an ermöglicht, Inklusion statt nachträglicher Integration: das sind nur einige notwendige Strukturen, die für Generationengerechtigkeit sorgen können.

Familien in Krisen brauchen zusätzliche Angebote, spezielle Begleitung oder Beratung. Dafür sind ausreichend Institutionen und qualifizierte Menschen nötig. Wir beklagen die Nöte und Probleme in manchen Familien: übergewichtige, kranke Kinder, Erziehungsprobleme der Eltern, Schulschwänzen der Kinder, Vernachlässigung, häusliche und sexualisierte Gewalt gegen Kinder und Frauen. Aber: Stellen werden gestrichen, Beratungsangebote fallen weg, Frauenhäuser werden geschlossen, sowohl in kommunaler als auch in evangelischer, diakonischer Trägerschaft.

All das macht deutlich: Familien sind stark, doch auf die Rahmenbedingungen kommt es an. Diese sind öffentliche Angelegenheiten, in die wir uns aus evangelischer, christlicher Sicht und als Staatsbürgerin und Staatsbürger auf Bundes-,

Landes- und kommunaler Ebene einmischen müssen.

Wir ergreifen Partei als Evangelische Kirche: mit Kindertagesstätten, den Angeboten der Ev. Familienbildung und Familienerholung, mit Kurangeboten für Mütter und Väter mit Kindern, evangelischen Familien-, Erziehungs- und Eheberatungsstellen und durch Schwangerschaftskonfliktberatung.

Die eaf, die EKD, das DW mischen sich ein durch Stellungnahmen, Forderungen und Änderungsvorschläge bei Gesetzgebungsverfahren.

Die Menschenrechtskonventionen der Vereinten Nationen zu den Rechten der Kinder, den Rechten der Menschen mit Behinderungen, die Konvention

Referentinnen und Referenten

Christian Beuchel, Superintendent Kirchenkreis Wittenberg

Jochen Bohl, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens, Dresden

Cornelia Coenen-Marx, Oberkirchenrätin, Referentin für sozial- und gesellschaftspolitische Fragen im Kirchenamt der EKD, Hannover

Prof. Dr. Michael Domsgen, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg

Prof. Dr. Ute Gerhard, Soziologin und Juristin, Ehrenpräsidentin der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf), Berlin

Reinhard Grohmann, Leiter des CVJM Familienzentrum »faz halle«, Halle

Dr. Ulrike Haerendel, stellvertretende Direktorin Evangelische Akademie Tutzing (Moderation Podiumsdiskussion)

Sabrina Johann, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD (SI), Hannover

gegen jegliche Diskriminierung der Frauen sowie das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz sind wichtige Grundlagen für die Arbeit der Evangelischen Kirche, des Diakonischen Werkes, der Evangelischen Aktionsgemeinschaft. Sie sollten aber wesentlich stärker in unsere Arbeit einbezogen werden. Sie könnten uns helfen, achtsamer und respektvoller mit den Verschiedenheiten der Menschen und den Familienformen, für die sie sich entschieden haben, umzugehen.

Die evangelische Perspektive bedeutet für mich: Nicht die Form oder der rechtliche Status ist für das Zusammenleben maßgebend, sondern dass Verantwortung übernommen wird, Gerechtigkeit und Versöhnung möglich sind, Menschen füreinander eintreten, in guten und in schlechten Zeiten. D

Ursula Kress, Beauftragte für Chancengleichheit, Evangelische Landeskirche in Württemberg, Stuttgart

Paula Lichtenberger, Referentin für Familienbildung im Zentrum Bildung, Evangelische Kirche in Hessen und Nassau, Darmstadt

Birgit Löwe, Vorstandsmitglied des Diakonischen Werkes Bayern, Nürnberg

Prof. Dr. Bernhard Mutschler, Evangelische Hochschule Ludwigsburg

Christel Riemann-Hanewinkel, Präsidentin der Evangelischen Aktionsgemeinschaft für Familienfragen (eaf), Berlin

Christian Schwindt, Oberkirchenrat, Leiter des Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, Mainz

Prof. Dr. Barbara Thiessen, Hochschule Landshut

Prof. Dr. Gerhard Wegner, Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD (SI), Hannover D

Gemeinschaftswerk der
Evangelischen Publizistik gGmbH
Verlag/Vertrieb
Postfach 50 05 50
60394 Frankfurt am Main

Jahrgang 2011

45/11 – Themen: **Rohstoffpolitik und Armutsbekämpfung** (GKKE-Bericht); **Kirchenkompass** (Wolfgang Huber); **Religion im öffentlichen Raum** (Anke, Heinig, Buß) – 44 Seiten / 4,60 €

46-47/11 – **Synodentagung in Magdeburg (1)** (u.a. Bericht des Leitenden Bischofs der VELKD, Präsidiumsbericht der UEK, Bericht des Rates der **Evangelischen Kirche in Deutschland**, epd-Berichterstattung) – 84 Seiten / 5,90 €

48/11 – **Synodentagung in Magdeburg (2)** (EKD-Synode 2011: u.a. Beschlüsse; Berichte des Präsidiums; Berichte zum Haushalt) – **Kirche und Rechtsextremismus** (Schneider) – 84 Seiten / 5,90 €

49/11 – **Selig sind, die Frieden bilden. Aktuelle Herausforderungen und Perspektiven der Friedenspädagogik** (Evangelische Akademie Thüringen) – **Sicherheitspolitik aus friedensethischer Sicht** (Schneider) – 56 Seiten / 5,10 €

50/11 – **Synodentagung in Magdeburg (3)** (Schwerpunktthema der EKD-Synode: »Was hindert's, dass ich Christ werde? Missionarische Impulse«) – 56 Seiten / 5,10 €

51-52/11 – GKKE: **Rüstungsexportbericht 2011** – 76 Seiten / 5,90 €

Jahrgang 2012

1-2/12 – **»Kompetent und qualifiziert. Wir engagieren uns«** (Zweite Ökumenische Tagung zum ehrenamtlichen Engagement in Kirche und Gesellschaft) – 100 Seiten / 6,90 €

3/12 – **Themen: EKIR-Landessynode** (Bericht des Präses) – **Feminisierung des Pfarrberufs?** (Cornelius-Bundschuh) – 28 Seiten / 3,40 €

4/12 – **Whistleblowing oder: Der Aufstand der Anständigen. Hinweisgebersysteme zwischen Verrat**

und **Zivilcourage** (Evangelische Akademie im Rheinland) – 32 Seiten / 4,10 €

5/12 – Themen: **Evangelische Publizistik im digitalen Zeitalter** (Bollmann, Bräuer) – **Ökologisierung Deutschlands** (Erhard Eppler, Sigmar Gabriel, Angelika Zahrt, Niko Paech) – 40 Seiten / 4,10 €

6/12 – **Geistlich Leiten – ein Impuls: EKD-Gutachten** (Härle) und weitere Texte – 60 Seiten / 5,10 €

7/12 – **Ein schwieriges Verhältnis? Die christlichen Kirchen und der Staat Israel** (Schneider, Mussinghoff u.a.) – 44 Seiten / 4,10 €

8/12 – **Regional ist 1. Wahl. Region als Gestaltungsraum für Kirche** (EKD-Zentrum für Mission in der Region) – 68 Seiten / 5,40 €

9/12 – **Internationales Ökumenisches Forum Trier** (Koch, Schneider, Wenner, Tveit) – 20 Seiten / 3,40 €

10-11/12 – **Deutsche evangelische Kirche im kolonialen südlichen Afrika** (Ergebnisse eines Studienprozesses der EKD) – 92 Seiten / 6,90 €

12/12 – Themen: **Kirchliches Arbeitsrecht** (Schneider, Zollitsch) – **Buber-Rosenzweig-Medaille an Präses Schneider** (Steinmeier) – **Kirche und Rechtsextremismus** (Schneider) – 32 Seiten / 4,10 €

13/12 – **Initiative Frauenmahl – Demokratischer Diskurs zur Zukunft von Kirche und Religion** – 72 Seiten / 5,90 €

14-15/12 – **Stark und gleich. Globale Ziele für Frauen** (Mission EineWelt, Neuendettelsau; Ev. Akademie Tutzing) – 68 Seiten / 5,40 €

16/12 – Themen: **Die Katholizität der evangelischen Kirche** (Christoph Marksches); **Glaube und Politik** (Landesbischof Bedford-Strohm); **ÖRK-Nahost-Konferenz** (Hofgeismar-Erklärung) – 28 Seiten / 3,40 €

17-18/12 – **Familien stärken in evangelischer Perspektive** (Sozialwissenschaftliches Institut der EKD) – 60 Seiten / 5,10 €

Der Informationsdienst
epd-Dokumentation
(ISSN 1619-5809) kann im
Abonnement oder einzeln
bezogen werden.
Pro Jahr erscheinen mindes-
tens 50 Ausgaben.

Bestellungen und Anfragen an:
GEP-Vertrieb
Postfach 50 05 50,
60394 Frankfurt,
Tel.: (069) 58 098-191.
Fax: (069) 58 098-226.
E-Mail: vertrieb@gep.de
Internet: <http://www.epd.de>

Das Abonnement kostet monat-
lich 25,75 € inkl. Versand (mit
Zugang zum digitalen Archiv:
30 €). E-Mail-Bezug im PDF-
Format 24,25 €. Die Preise für
Einzelbestellungen sind nach
Umfang der Ausgabe und nach
Anzahl der Exemplare gestaffelt.

Die Liste oben enthält den
Preis eines Einzelexemplars;
dazu kommt pro Auftrag eine
Versandkostenpauschale (inkl.
Porto) von 2,30 €.

epd-Dokumentation wird auf
chlorfrei gebleichtem Papier
gedruckt.